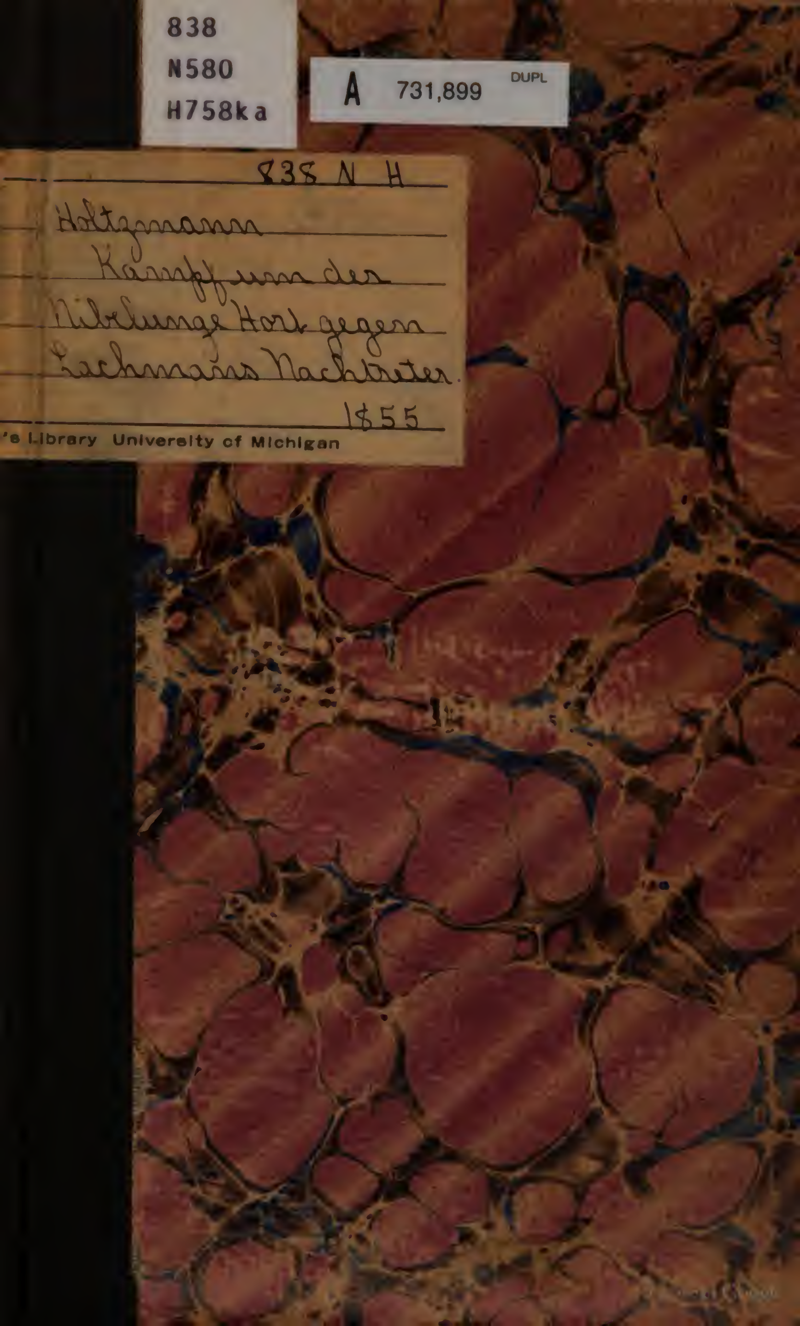
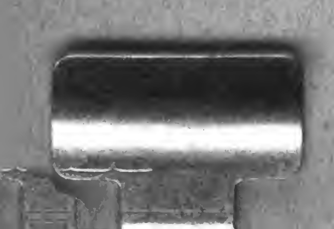
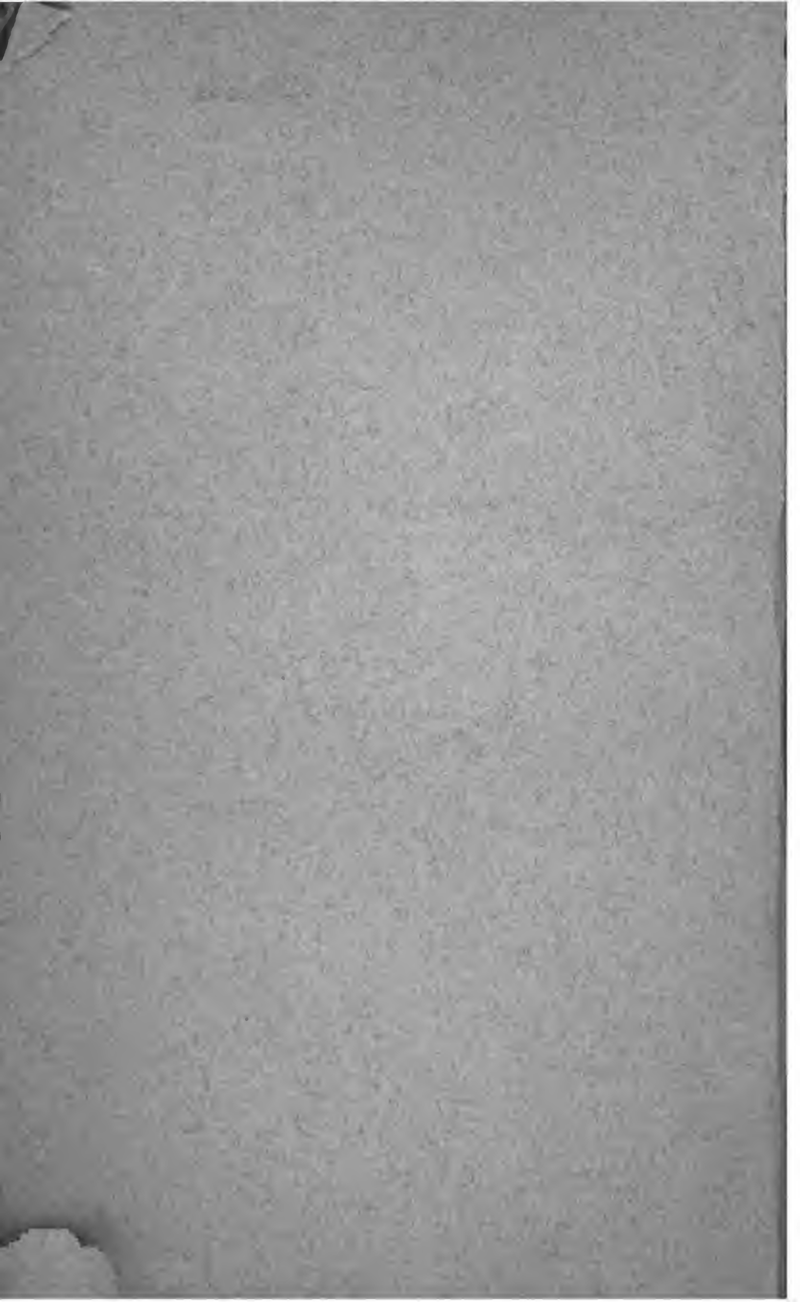

838
N580
H758ka
A 731,899 DUPL
838 N H
Holtzmann
Kampf um der
Nibelunge Hort gegen
Lachmanns Nachtreter
1855
's Library University of Michigan

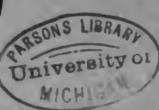






Kampf

um der



Nibelunge Hort

gegen

Lachmanns Nachtreter.

Von

Dr. Adolf Holtzmann,
ordentl. Professor an der Universität zu Heidelberg.

Stuttgart.
Verlag von Adolf Krabbe.
1855.



Kampf

um der

Nibelunge Hort.

Kampf

um der

Nibelunge Hort

gegen

Lachmanns Nachtreter.

Von

Dr. Adolf Holtzmann,
ordentl. Professor an der Universität zu Heidelberg.



Stuttgart.
Verlag von Adolf Krabbe.
1855.

Gedruckt bei K. Fr. Hering & Comp.

Es ist nun ein volles Jahr, seit die Untersuchungen über die Nibelungen versandt wurden. Nur mit freudigem Dank kann ich von der Aufnahme sprechen, die dem Buch zu Theil wurde. Nicht nur bei Gelehrten des Faches, sondern in weitern Kreisen fanden meine neuen und überraschenden Ansichten lebhafte Theilnahme, freundliche Billigung und nicht selten entschiedenen Beifall. Es ist aber für den Forscher nichts erhebender und erquickender, als wenn er, aus der Einsamkeit mit den Ergebnissen seines Fleißes und seines Nachdenkens hervortretend, bald erfahren kann, daß der Gegenstand, dem er seine Kräfte und seine Zeit gewidmet hat, und die Art, wie er ihn behandelt, nicht nur für einzelne Gelehrte, sondern für die Gebildeten der Nation ansprechend und anziehend ist. Aus Liebe zum Gegenstand gehen unsere Bemühungen hervor, und derselben Liebe bei andern, und zwar nicht bei einzelnen, sondern bei der ganzen Nation wieder zu begegnen, das ist es, was uns glücklich macht und zu neuen Anstrengungen ermuthigt. Und dieses Glück, diese Ermuthigung wurde mir zu Theil. Denn die Aufnahme meines Buches zeigte mir, daß die Liebe unseres alten Heldenlieds nicht mehr auf einzelne Kreise beschränkt ist, sondern alle gebildeten Klassen der Nation ergriffen und durchdrungen hat.

Kaum hatte ich zu hoffen gewagt, daß eine Untersuchung, die gegen eine herrschende Ansicht gerichtet war, so raschen Eingang finden würde. Daß die Zustimmung nicht allgemein

sein konnte, wußte ich zum Voraus: die Lehre Lachmanns hat Anhänger, die nicht bekehrt werden können, und auch von solchen, die nicht jeder andern Ansicht verschlossen sind, mußte eine lebhafte Bestreitung erwartet werden. Man mußte aber begierig sein, zu hören, wie sich insbesondere die entschiedensten Anhänger der herrschenden Lehre der neuen Erscheinung gegenüber verhalten würden. Höchst überraschend war es, daß das literarische Centralblatt, bis dahin das Organ der Lachmannschen Schule, schon am 18. Februar 1854, also wenige Tage nachdem das Buch versandt war, eine Anzeige brachte, worin der Satz: Lachmanns Ausgabe ist unbrauchbar, mit Zustimmung wiederholt war. Es war der Herausgeber des Blattes selbst, Zarncke, der zu Billigung eines Theils meiner negativen Sätze um so schneller bereit war, als er gerade im Begriff gewesen war, ähnliche Bedenken gegen die herrschende Ansicht vorzutragen. Er hat dann in einem besondern Schriftchen: „Zur Nibelungenfrage“ noch entschiedener seinen Beitritt zu meiner Ansicht über das Verhältniß der Handschriften ausgesprochen, und dabei einzelne Punkte, wie eine Sonderung des gemeinen Textes in zwei Handschriftenklassen, genauer ausgeführt, über den positiven Theil meiner Ansicht aber sich weitere, theilweis zustimmende, theilweis, und wie es scheint größtentheils widerlegende Erörterungen vorbehalten. Es konnte für mich nichts erwünschter sein, als daß ein Gelehrter, der ganz aus der Schule Lachmanns hervorging, gerade in der wichtigsten Frage, in der Kritik der Handschriften, unabhängig von mir, zu meiner Ansicht gekommen war und mir in diesem Punkt entschieden beistimmte. Meine Sache mußte dadurch ungemein an Vertrauen gewinnen. Wenn aber auch in der Schule Lachmanns ein junger Mann Wahrheitssinn und Wahrheitsliebe genug hatte, um einen Fundamentalirrthum des Meisters zu erkennen und zu gestehen, so war doch dasselbe von den Häuptern der Schule nicht zu erwarten. Die älteren Herren, insbesondere Haupt und Müllenhoff, werden unter allen

Umständen die Lehre Lachmanns festhalten, die erst mit ihrem Tod aussterben wird. Aber natürlich konnten sie nicht ruhig mit ansehen, daß sich nicht nur ein Blatt um das andere, ein Gelehrter um den andern für die neue Lehre und gegen Lachmanns Ansichten aussprach, sondern daß sogar in ihren nächsten Kreisen, unter ihren eigenen Schülern, sogar in dem Blatte, das bisher ihr Organ gewesen war, der Abfall um sich griff. Es war das Schlimmste zu befürchten, und es war durchaus nothwendig, die Wankenden zu stärken und die Irrenden zu warnen. Da aber die gründliche Widerlegung, welche man vorbereitete, auf Schwierigkeiten stieß und nicht so schnell erscheinen konnte, so fand Moriz Haupt für gut, einstweilen durch einige kräftige Worte dem immer weiter greifenden Uebel zu steuern. Er benützte dazu sein Schriftchen de carminibus bucolicis Calpurnii et Nemesiani, worin er folgende schöne Stelle anzubringen wußte: ne de insigni theotiscae poësis monumento dicam, de quo quae C. Lachmannus verissima ac stabili ratione exposuit, ea nuper homo quidam illarum rerum cognitione leviter tinctus, sed perdite sagax, difficilibus nugis et paene deliramentis confutasse et sibi et aliis nonnullis ad iudicandum quam ad intellegendum promptioribus visus est. Daran konnten sich nun die Schwachen halten; sie wußten doch nun, daß die Lachmannsche Lehre nicht im mindesten erschüttert war, und daß alle diejenigen, die mir beistimmten, urtheilsunfähig waren. Dennoch scheint sogar unter den Augen des Nachfolgers Lachmanns allerlei Bedenkliches vorzukommen. In einer akademischen Disputation wurde der Satz: carminis Nibelungici textus et integerrimus et antiquissimus codice Lassbergico continetur vertheidigt. Konnte das in Berlin geduldet werden? waren keine Schüler Lachmanns da, die den hochmüthigen Frevler straften und demüthigten? Und sogar in der Akademie mußte Haupt mit eigenen Ohren anhören, daß die Hypothese Lachmanns einen so gewaltigen Stoß erlitten habe, daß sie sich schwerlich

wieder davon erholen werde, siehe von der Hagen, Wallensteiner Handschrift. Es ist zu verwundern, daß in Berlin in der Akademie und der Universität solche Dinge vorgehen können, ohne daß Haupt das Haupt schüttelt. Mündlich zwar soll er es an kräftigen Ermahnungen nicht fehlen lassen, er soll auch eine Rede gehalten haben, die sehr deutlich seine Ansicht ausdrückte, aber leider nicht wohl gedruckt werden konnte. So mußte man sich an jene obenangeführten gedruckten Worte einstweilen halten, bis eine Widerlegung kommen würde. Zuerst war es Rückert in Breslau, der in einer längeren Anzeige in Gersdorfs Repertorium der Welt zeigen wollte, daß meine Ansichten unhaltbar seien. Er that dies aber in einer Weise, die unmöglich den Beifall der Schule haben konnte. Denn er versicherte zwar, daß alle meine Sätze unhaltbar seien, aber er gab auch zu, daß Lachmanns Lehre keineswegs fest begründet sei. Dieser Gegner meines Buches konnte den Schülern Lachmanns nicht willkommen sein; denn die Leser dieser matten Widerlegung mußten den Eindruck erhalten, daß durch mein Buch sogar die Anhänger Lachmanns zu dem Geständniß gezwungen seien, daß die bis dahin wie ein Evangelium festgehaltene Lehre keineswegs über allen Zweifel erhaben sei. Es war hohe Zeit, die schlimme Wirkung dieser Widerlegung vergessen zu machen; aber immer war das große Werk noch nicht fertig. Endlich in den ersten Tagen des Februars 1855 traf das Dezemberheft der Allgemeinen Monatsschrift ein und brachte meine gänzliche Vernichtung, fast muß ich sagen meine Hinrichtung durch die Hand des Herrn Müllenhoff. Denn also lautet der Schluß der Schrift: „Da liegt nun der Plunder. Aber H. war gewiß ein großer Mann; wie wäre er sonst eine tragische Person und hätte sich umsonst die Stirn eingerannt? Werden nicht die Weiber und die Bettelpropheten unserer Literatur sich versammeln und über ihn wehklagen? Wir wollen abwarten, ob sich einer an ihm ein Exempel nimmt oder nicht.“

Also die Stirn habe ich mir eingerannt, ohne Zweifel an einem Pfosten oder Stein, welcher der Herr Müllenhoff in Kiel ist. Und es ist zu hoffen, daß sich andere an mir ein Exempel nehmen, wohin es führt, wenn man über den Werth von Lesarten anders urtheilen will, als Lachmann gethan hat.

Diesem Schluß entsprechend ist der Ton der ganzen Schrift. Unwissenheit ist das Geringste, was mir vorgeworfen wird; es wimmelt von Ausdrücken wie Blödsinn, Unverschämtheit, Pfuscher und so weiter. Und fast noch ingrimmiger gebärdet sich Herr M., wo er sich gegen Zarncke wendet, denn nicht nur ich, sondern auch Zarncke erhält seine Abfertigung. Es ist mir ein ordentlicher Trost, daß ich doch einen Leidensbruder habe. Einige Ausfälle auf Gervinus lassen vermuthen, daß der Verfasser oder seine beisteuernden Freunde sich etwas darauf zu gut thun, einer Art von Conspiration auf die Spur gekommen zu sein. Gervinus wohnt rechts vom Neckar, ich links, und der Neckarstrand ist ohnehin anrüchig: gewiß also ist über den Neckar herüber und hinüber conspirirt und complottirt worden. Ich kann die Herren versichern, daß sie auf unrechter Fährte jagen; Gervinus ist gänzlich unbetheiligt an meinem Buch.

Wenn nun der Unbetheiligte diesen Streit betrachtet, wenn er sieht, wie einerseits Zarncke und ich mit Ruhe unsre Ansichten entwickeln, wie auf der andern Seite der höchste Grad der Erbitterung nicht zu verkennen ist, so wird er von vorn herein geneigt sein, derjenigen Seite Unrecht zu geben, welche leidenschaftlich ist.

Es handelt sich um eine Theorie über das Entstehen eines alten Gedichtes, es handelt sich um den Werth von Handschriften und von Lesarten, und zwar unter Männern, die alle keine Neulinge sind, sondern alle schon Proben von Verstand und Gelehrsamkeit gegeben haben. Wenn nun in diesem Streit die eine Partei ruhig spricht, die andere leidenschaftlich bis zum Vergessen alles Anstandes, so wird der Unbefangene von

vorn herein vermuthen, daß die ruhige Partei Recht hat, die leidenschaftliche Unrecht. Der gebildete Zuschauer urtheilt wie jener Diplomat, der aufgefordert wurde als Schiedsrichter über einen Streit zu entscheiden, in welchem der eine Sprechende kalt, der andere heftig disputirte. Der Diplomat trat hinzu, und noch ohne zu wissen, um was es sich handelte, sagte er zu dem Heftigen: vous vous fâchez, vous avez tort.

Es könnte aber doch übereilt sein, aus dem Zorn der Herren Haupt und Müllenhoff auf ihr Unrecht zu schließen. Es gibt ja gewiß Fälle, wo der ruhigste Mensch in Wallung geräth, und unmöglich kaltblütig bleiben kann. Und es ist nicht zu verkennen, die Herren Haupt und Müllenhoff befinden sich wirklich in einer Lage, in welcher es schwer ist keinen Aerger, keine Verdrießlichkeit, keinen Zorn zu zeigen. Wer, wie wohl die Mehrzahl der Leser, die Verhältnisse nicht kennt, wer hier nur zwei aufgebrachte, scheltende und schimpfende Menschen sieht, ohne zu wissen, in welcher eigenthümlichen Lage sie sich befinden, der könnte ihnen leicht Unrecht thun, und in dem wissenschaftlichen Streit leicht von vorn herein und ohne nähere Prüfung dem Leidenschaftlichen Unrecht geben, blos weil er leidenschaftlich ist. Ich will daher vor allen Dingen die Leser bitten, nicht vorschnell zu urtheilen und zu bedenken, daß ein gereizter Ton bei diesen Herren eine gewisse Entschuldigung findet, wegen der eigenthümlichen Lage, in der sie sich befinden. Es ist nämlich für das Ansehen, in dem sie stehen, nicht ganz gleichgültig, wie der von mir erhobene Streit entschieden wird. Wenn meine Sätze durchdringen, so ist allerdings schwer zu vermeiden, daß nicht auf die Herren Haupt und Müllenhoff der Schein der Lächerlichkeit falle. Denn es ist schon im Allgemeinen eine sehr verdrießliche Sache, einen Irrthum, den man Jahre lang bekannt hat, eingestehen zu müssen; doch kann Jeder sich irren, und das darf Jeder eingestehen, ohne lächerlich zu werden. Aber bedenklicher ist schon die Sache, wenn Einer seine Meinung Jahre lang als die

allein wahre gepriesen, und alle Andersmeinenden aufs Verächtlichste behandelt hat, und nun, wenn er endlich diese seine Meinung gegen ernstliche Angriffe vertheidigen, wenn er endlich die Gründe derselben angeben soll, gestehen muß, daß er eigentlich keine aufweisbaren Gründe hat; das ist schon viel verdrießlicher. Kommt nun hinzu, daß die Meinung, die er so lebhaft allen andern aufdringen wollte, eigentlich nicht seine Meinung ist, sondern die eines Andern, dem er sie nur gedankenlos nachspricht, so ist das allerdings für einen Professor und berühmten Gelehrten eine ziemlich ärgerliche Lage. In dieser Lage aber befinden sich wirklich die Herren Haupt und Müllenhoff, sobald meine Ansichten sich bewähren. Was ist also natürlicher, als daß die beiden gelehrten Herren beim Anblick meines Buchs, das immer allgemeinern Beifall findet, in eine äußerst bewegte Stimmung versetzt werden, und daß sie nicht im Stande sind, meine Widerlegung zu versuchen, ohne dabei ihrem Aerger durch einige unzarte Ausdrücke Luft zu machen? Ich beneide Lachmann nicht um seinen Gedanken, daß das Nibelungenlied aus Volksliedern, von denen jedes eine mit Sieben theilbare Strophenzahl hatte, zusammengesetzt sei. Es ist das ein Gedanke, von dem ich allerdings nicht begreife, wie er von einem vernünftigen Menschen gefaßt werden konnte; aber die verständigsten Männer haben zuweilen wunderliche Einfälle, und immerhin ist es richtig, daß Lachmann seine eigene Lehre aufstellte und ihr Geltung zu verschaffen wußte. Irrte er, so irrte er mit seinem eigenen Irrthum. Aber die Herren H. und M. sind nicht in der gleichen Lage. Sie haben jenen Gedanken überall als eine unumstößliche Wahrheit gelehrt, und mit fanatischem Eifer alle andern Meinungen verhöhnt; und wenn sie nun Rechenschaft geben sollen, und können nicht, wenn sie nun gestehen müssen, daß sie Gründe und Beweise für ihre Lehre nie gehabt haben, so ist es allerdings deutlich, daß sie, die nicht mit eigenen Gedanken, sondern mit auswendig gelernten Worten irren, eine ziemlich lächerliche Rolle

spielen. Es sei mir erlaubt, ein Geschichtchen zu erzählen, ist ja doch auch Herr Müllenhoff ein Freund von meinen Geschichtchen.

Es war einmal ein Mohrenkönig im Mohrenland, dicht am Aequator, wo die Sonnenstrahlen senkrecht herabschießen. Der war ein großer Freund von Edelsteinen und Glasperlen, und er sammelte solche Schätze, die er gegen Goldkörner eintauschte. Nun kam einmal ein Schiff, das hatte eine Ladung von Eis. Der Handelsmann überbrachte dem Mohrenkönig die größte Eisscholle, die er noch hatte, und erhielt dafür eine Menge Goldes, womit er lachend weiter fuhr. Ein Edelstein von so erstaunlicher Größe und von so reiner Durchsichtigkeit, zugleich so lieblich kühl anzufühlen, war ein Schatz, der alle andern Kostbarkeiten an Werth weit übertraf. Darum befahl der König, daß dieser unschätzbare und unvergleichbare Stein wohl verwahrt, und in Ermanglung von Drachen, deren Geschlecht ausgestorben war, von den zwei grimmigsten Riesen des Mohrenlandes bewacht würde. Diese stellten sich wohlbewaffnet vor dem Eingang des Schatzhauses auf, und verstärkten sich noch durch einige wachsame Bullenbeißer. Jeder Vorübergehende oder in die Nähe Kommende wurde ohne Umstände von den Bullenbeißern niedergerissen und von den Riesen lebendig verspeist. Als nun nach einiger Zeit der König befahl, das Schatzhaus zu öffnen, weil er sich an dem Anblick seines kühlen Steines laben wollte, da erwarteten die Riesen eine Belohnung ihres treuen Dienstes. Sie durften den König begleiten, um ebenfalls den Stein zu berühren. Es wandelte diese Riesen eine fast menschliche Rührung an, als sie die Ehre haben sollten, den Schatz, in dessen treuem Dienst sie schon so viele Menschen verspeist hatten, mit eigenen Augen zu sehen und mit eigenen Händen zu betasten. Aber ihre Rührung ging über in Erstaunen und Entsetzen, als sie den Edelstein nicht finden konnten. Sie tasteten überall umher, sie fanden aber nichts als ein kleines Restchen ungeschmolzenen Eises, das sie nun, in der Hoffnung, daß es an der

freien Luft und im Sonnenlicht seine vorige Größe erhalten werde, herausbrachten. Aber in ihren Händen verschwand das letzte Restchen des Eises, und der kostbare Edelstein war und blieb für immer verloren. Was weiter vorfiel, wollen wir hier nicht erzählen; aber die beiden Riesen machten sehr betrübte Gesichter.

Ungefähr eben solche betrübte Gesichter müßten die Herren H. und M. machen, wenn es mit der Lehre Lachmanns von den Nibelungen ebenso gehen sollte, wie mit dem Edelsteine des Mohrenkönigs. Und wirklich, wenn mein Buch durchdringt, so ist dies der Fall. Wer aber befindet sich gern in einer so ärgerlich lächerlichen Lage? Wer ist Philosoph genug, um in solcher Lage nicht zornig zu werden?

Man muß also diesen grundgelehrten Herren ihre Gereiztheit nicht verargen. Es kommt dazu noch Folgendes. Jene Riesen hatten in ihrem Diensteifer keine Zeit gefunden etwas anderes zu thun, als im Dienste des Edelsteins die Vorübergehenden lebendig zu verspeisen. Als nun der Stein unwiederbringlich verschwunden war, da war man in Verlegenheit, zu was man nun die Riesen verwenden wollte, die lediglich nichts konnten als den Stein Tag und Nacht hüten. Auch hierin sind die Herren H. und M. den beiden Riesen nicht unähnlich: die Reinheit der Lehre Lachmanns zu bewahren, das ist offenbar ihre vorzüglichste, ja ihre einzige Kunst. Und wenn nun eines Tags diese Lehre abhanden gekommen ist, und also auch nicht mehr in ihrer Reinheit bewahrt werden kann, so ist man wirklich in Verlegenheit, anzugeben, was dann weiter das Geschäft und die Bedeutung der beiden Herren sein wird. Zwar wird man nicht, wie jener Mohrenkönig anfänglich seinen Riesen that, sie beschuldigen, sie hätten nicht treulich über das anvertraute Gut gewacht. Im Gegentheil! wir werden alle bezeugen, daß sie ebenso wie jene Riesen mit ihren Bullenbeißern jeden Verdächtigen lebendig verspeisten, von ihrer Seite nicht das Geringste versäumten, um jeden

Angriff gegen die Lachmannsche Lehre abzuwehren, und schon jeden Zweifel, jedes Abweichen streng zu strafen. Sie sind wirklich unschuldig daran, wenn die Lehre abhanden gekommen ist. Aber eben deßhalb werden sie es vielleicht machen wollen, wie es jene Riesen machten, welche behaupteten, es sei rein unmöglich, daß der Stein geraubt worden sei, folglich sei er noch vorhanden. Die Riesen glaubten bis an ihr Ende, der Stein sei noch vorhanden, und sie bildeten sich sogar ein, ihn noch zu sehen; daß die andern nichts sehen könnten, behaupteten sie, komme nur von der Vortrefflichkeit und außerordentlichen Durchsichtigkeit des Steines her.

Alles, was die beiden Herren geleistet haben, steht in Verbindung mit der Lehre Lachmanns. Müllenhoff hat seinen Fleiß der Gudrun zugewandt; er wollte dasselbe für die Gudrun werden, was Lachmann für die Nibelungen geworden war. Zeigt sich, daß die Ausgabe der Nibelungen unbrauchbar ist, so folgt von selbst, daß auch der Ruhm des Herrn Müllenhoff in Nichts zerrinnt. Denn was er außer seiner Gudrun geschrieben hat, ist ohne Wirkung geblieben. Aehnlich ist es mit Herrn Haupt. Als er in die Akademie in Berlin aufgenommen wurde, bekannte er mit einer wirklich lobenswerthen Bescheidenheit, „daß er keine Leistungen aufzuweisen habe, die „tief eingriffen in den Gang der Wissenschaften, ihre Grenzen „erweiterten, oder in unerforschter Tiefe zu den Gründen der „Erscheinungen drängen (Sitzung der Akademie vom 6. Juli „1854).“ Er mußte aber doch etwas anführen, was ihn würdig machte in der ersten gelehrten Gesellschaft Deutschlands Platz zu nehmen; darum sagte er: „Aus der viel länger zur „Wissenschaft gediehenen classischen Philologie ist Regel und „Methode für die deutsche zu gewinnen, und das deutsche „Alterthum läßt durch Gegensätze und durch Analogien die „Welt der Griechen und Römer deutlicher und lebendiger werden. Ich habe vornehmlich durch Betrachtung analoger Er„scheinungen das Wesen und die Geschichte des Epos, die sich

„vor dem einseitigen Blick verschließen, zu deuten gesucht, mehr „freilich in mündlicher Lehre als in Schrift.“ Also das hauptsächlichste Verdienst, dessen er sich rühmen kann, ist die Anwendung der Lehre Lachmanns von den Nibelungen auf den Homer. Das Werk, das er vorbereitet, ist vor der Geburt erstickt, wenn diese Lehre nicht mehr besteht. So sieht man, daß beide Herren in dem Ruhm und der Lehre Lachmanns ihren eigenen Ruhm schützen müssen. Ist die Lehre Lachmanns von den Nibelungen aufgegeben, so sind damit auch ihre vorhandenen und künftigen Werke werthlos geworden. Muß ihnen also nicht mein Buch als ein schreckliches, frevelhaftes erscheinen? Sie kämpfen um ihre Existenz, wenn sie gegen meine Neuerungen zu Felde ziehen. Ist ihnen in dieser Lage nicht einige übertriebene Lebhaftigkeit zu verzeihen? Man sagt in solchen Fällen Cicero pro domo. Aber was will doch der arme Cicero neben Müllenhoff? Zu solcher Kraft des Ausdrucks hat sich der Römer nie verstiegen. Nein, das ist nicht Cicero pro domo, das ist vielmehr das erhabene Bild der Löwin, die ihr Junges vertheidigt.

Unter solchen Umständen wird man geneigt sein den Herren H. und M. in dieser Frage einige Gereiztheit zu Gute zu halten. Der Leser wird nicht von vorn herein wegen der Sprache, die Herr Müllenhoff führt, und die allerdings unter gesitteten Menschen für unerlaubt gilt, besonders wo es sich um wissenschaftliche Fragen handelt, die Sache zu meinen Gunsten entscheiden. Er wird vielmehr, trotz des Widerwillens, den der Ton der Schrift bei jedem gebildeten Manne erwecken muß, die vorgetragenen Erörterungen aufmerksam prüfen.

Freilich kann ich nicht verbergen, daß Herr M. leider auch in andern Fällen, wo er auf gleiche Nachsicht nicht rechnen darf, in ähnlichem Ton zu sprechen pflegt. Wenn z. B. ein Herausgeber des Tacitus es nicht wagt die schöne Conjectur Jacob Grimms zu Ann. 2,16 Idisiaviso für Idistaviso in den Text aufzunehmen, so nennt das Herr Müllenhoff eine Un-

verschämtheit, die andern zur Warnung eine Nota verdiene (Zeitschrift von Haupt IX, 256). Wenn derselbe Herausgeber Germ. 40 Ertham statt Nerthum liest, so beschuldigt er ihn nicht einmal gelernt zu haben, daß es in der vierten lateinischen Deklination auch Feminina gebe. Aber alles, was bisher in dieser Art geleistet worden ist, wird weit übertroffen durch folgende Stelle der neusten Schrift des Herrn M. „Vielleicht daß die Zurechtweisung, zu der er uns Gelegenheit gegeben, ihn seine Schranke kennen lehrt. Sollte dies der „Fall sein, wäre es mir gelungen die einfache Sache so klar „und faßlich zu machen, daß er sie begreift, so ist von seiner „Ehrlichkeit ein freies Bekennen seines Irrthums zu erwarten, „nicht zur Genugthuung für mich — denn wir sind für „immer geschiedene Leute — sondern zur Sühne für den „Mann und die Sache selbst, gegen die er sich so leichtfertiger „Weise versündigt hat.“ Ist es möglich? Weil Zarncke die Ansicht hat, daß der Text der Laßbergischen Handschrift des Nibelungenlieds besser und ächter sei als der Text der Münchner Handschrift, und weil er im ruhigsten Ton diese Ansicht ausspricht und begründet, erklärt Herr Müllenhoff, daß er für immer mit dem Sünder gebrochen habe! Hat man je etwas Aehnliches gehört? Wir Deutsche haben von jeher die Gelehrsamkeit und die Gelehrten hochgeachtet. Aber wenn nun unsere Gelehrten, während das ganze Volk in der Bildung voranschreitet, nicht nur zurückbleiben, sondern immer tiefer sinken, wenn Leute wie dieser Müllenhoff das große Wort führen dürfen, und unter den Philologen Billigung und Lob finden, ist es dann nicht ganz natürlich, daß die Nation sich immer entschiedener von ihren Gelehrten abwendet, und daß das Ausland, wo solche Dinge eine reine Unmöglichkeit sind, an den deutschen Philologen nichts zu schätzen weiß als ihren Fleiß und ihre Gelehrsamkeit? Die Schamröthe muß jedem Gelehrten ins Gesicht steigen, wenn er solche unnennbare Dinge liest; und wenn der deutsche Gelehrtenstand sich nicht ausgeschlossen sehen

will von jeder Berührung mit den gebildeten Klassen der Nation, wenn er geachtet und geehrt sein will, so darf er nicht dulden, daß solche Ausbrüche unbegreiflicher und unerhörter Rohheit bei ihm vorkommen und Beifall finden.

Es ist schmerzlich, die innern Schäden unsrer philologischen Welt berühren und an's Licht bringen zu müssen. Wäre es möglich, sie den Blicken der Nation zu entziehen und mit Nacht zu bedecken! Tröstlich ist, daß schon längst die große Mehrzahl der edlergesinnten Philologen das hochmüthige, aller Humanität bare Treiben einer kleinen Zahl von Leuten, die mit solchen Mitteln nicht der Wahrheit, sondern der Partei zur Herrschaft verhelfen wollen, mit Unwillen bemerken. Wenn meine Schrift über die Nibelungen nichts anderes zur Folge hatte, als daß in der Gegenschrift des Herrn Müllenhoff die herrschsüchtige Partei sich enthüllen mußte, so bin ich zufrieden. Die Partei muß sich in ihrer wahren Gestalt zeigen, und eben damit ist sie gerichtet und vernichtet, denn hier handelt es sich nicht um eine Frage, die innerhalb der Schule entschieden wird, — in diesem Fall dürfte die Partei hoffen den Sieg davon zu tragen, denn die Schule ist eingeschüchtert und zu blindem Gehorsam erzogen — sondern es handelt sich um das Nibelungenlied, einen Schatz der Nation; es ist eine Angelegenheit, die außerhalb der Schule vor dem Forum der ganzen Nation entschieden werden muß; und wie die Partei aus der Schule heraus, wie sie vor die Nation treten muß, ist sie verloren.

Das ist es gerade, was die Partei vermeiden wollte. Sie hatte es durch ihre Mittel dahin gebracht, daß kein Gelehrter es wagte, über die Nibelungen eine andere Ansicht auszusprechen, als die Lachmannische, die überall als die wunderbarste Leistung menschlichen Scharfsinns und feinen Schönheitssinnes gepriesen wurde. Wer nicht einstimmen konnte, zog es vor zu schweigen, um nicht mit jenen Wächtern der reinen Lehre in verdrießliche Berührung zu kommen; man bleibt lieber

ruhig zu Haus, ehe man in eine Gesellschaft geht, in der man vor Ungezogenheiten nicht sicher ist. So hatten sie also innerhalb der Schule die Alleinherrschaft; und da nun die Nation von den Gelehrten nichts anderes mehr hörte, als immer die eine wunderbar vortreffliche Lehre Lachmanns, so war es natürlich, daß sie nicht anders glaubte, als daß diese Lehre, die ja allen Gelehrten einleuchtete, vollständig erwiesen und über allen Zweifel erhaben sei. Und nun muß es geschehen, daß diese Lehre angegriffen wird, und zwar mit dem überraschendsten Erfolg; da staunt die Nation, sie fängt an zu ahnen, daß sie betrogen worden ist. Sie folgt nun nicht mehr blindlings dem Ausspruch einiger Parteimänner, sie will nun selbst von der Sache Kenntniß nehmen, und sich in ihren eignen Angelegenheiten auch ein eignes Urtheil erlauben. Also müssen die Parteimänner hervortreten aus der Schule, sie müssen der Nation die Lachmannsche Lehre begreiflich machen, sie müssen die zwanzig Volkslieder und ihre mit 7 theilbare Strophenzahl mit deutlichen und faßlichen Beweisen stützen, sie müssen zeigen, mit welchem Recht Lachmann viele und darunter sehr schöne Strophen für unächt erklärte, sie müssen Rechenschaft ablegen über das kritische Verfahren Lachmanns, sie müssen es rechtfertigen, daß sie das Gedicht nur in der Ausgabe Lachmanns der Nation anboten, in einer Gestalt, die jetzt für eine verdorbene und verstümmelte erklärt wird. Meine neue Lehre ist so dargestellt, daß sie der Nation einleuchtet, und gerade in den negativen, gegen Lachmanns Kritik gerichteten Sätzen hat sie die Zustimmmung vieler anerkannten Gelehrten erhalten. Es gilt nun, die Lachmannsche Lehre ebenso einleuchtend darzustellen, und sie nicht nur innerhalb der Schule, sondern vor allen Gebildeten der Nation zu vertheidigen. Das ist die ganz neue Aufgabe, die jetzt den Wächtern der reinen Lehre gestellt wird; und die Schrift Müllenhoffs soll diese Aufgabe lösen.

Vor die Gebildeten der Nation, nicht vor die Schule,

tritt die Partei in der Schrift Müllenhoffs; damit ist die Partei gerichtet. Denn die Gebildeten hören hier mit Erstaunen die Sprache, die bisher glücklicher Weise innerhalb der Schule verborgen blieb. Die Gebildeten suchen meiner Darstellung gegenüber eine klare und gewinnende Entwicklung der Lachmannschen Lehre, und sie finden nichts als Orakelsprüche, Betheurungen, langweilige und schwerfällige Erörterungen, Ausbrüche des Zorns und Schlimmeres.

Aber ich vergesse ganz, daß ich mir an dem Pfosten zu Kiel die Stirn eingerannt habe. Es ist Zeit, daß ich mich erinnere, auf welche Weise sich dieses schauderhafte Unglück zugetragen hat. Ein schauderhaftes Unglück ist es gewiß, denn sogar der Pfosten, an dem ich anrannte, besann sich einen Augenblick, ob er nicht Mitleiden empfinden wollte, faßte sich aber schnell in männlicher Strenge, und überließ das Wehklagen den Weibern und Bettelpropheten.

Wir wollen also die Schrift des Herrn M. des nähern betrachten. Sie ist nicht nur in der Monatsschrift, sondern in besonderm Abdruck unter dem Titel: Zur Geschichte der Nibelunge Not erschienen.

Eigentlich gehen die ersten 66 Seiten mich nichts an. Zwar verfehlt der Verfasser nicht, seine Erörterungen mit gelegentlichen Ausfällen auf mich bald im Text bald in Noten zu würzen. Man wird aber nicht erwarten, daß ich diese beiläufigen Erinnerungen sammle, da ja von der 67. Seite an mein Buch im Zusammenhang und gründlich beleuchtet wird, damit „für andere ein Maasstab der Beurtheilung ihrer selbst da sei“ (S. 6), was wohl heißen soll, damit andere sehen, wie schrecklich es denjenigen ergeht, die sich unterstehen, gegen die Lachmannsche Lehre „sich in leichtfertiger Weise zu versündigen.“ Ehe wir aber diesen Maasstab, den die andern zur Beurtheilung ihrer selbst geschenkt erhalten, genauer betrachten, müssen wir doch sehen, was denn der Verfasser auf den 66 ersten Seiten zu sagen hat.

In einer allgemeinen Einleitung, in der mancherlei berührt wird, kommt der Verfasser Seite 4 zu dem Satz, daß Lachmann die einfachste und gründlichste Lösung der Frage gelungen, und es schlechterdings unmöglich sei, daß eine andere Lösung gelingen könne. Wie das schön und einfach ist, wenn man die Untersuchung, denn eine Untersuchung soll es doch wohl sein, gleich mit einem so gewichtigen Satze eröffnen kann. Lachmann hat Recht, und es ist unmöglich, daß er Unrecht habe. Das muß man sich gleich zu Anfang recht lebhaft einprägen; da ebnen sich alle Schwierigkeiten, da sieht man gleich zu Anfang Licht, da geht man sicheren Schrittes auf das Ziel los. Man muß gestehen, daß Herr M. seine Sache geschickt anzugreifen weiß. Einem solchen Meister können wir mit Vertrauen folgen. Also weiter! Bei Seite 6 muß ich schon wünschen, daß die Leser nicht lange verweilen. Denn hier erfahren sie, daß meine Unkenntniß und Verschrobenheit des Urtheils, so groß sie sind, doch noch durch meine hochmüthige Verblendung und blinde Anmaßlichkeit überboten werden. Wenn der Leser sich jenen Satz von Seite 4, und nun diesen von Seite 6 eingeprägt hat, so ist er vollkommen vorbereitet, den weitern Erörterungen des Verfassers mit Nutzen zu folgen.

Seite 7 kommt der Verfasser auf einen Gedanken zurück, den er schon Seite 2 ausgesprochen hat, daß es nur eine Art gebe, Lachmann zu bestreiten. Man müsse nämlich zeigen, daß die zwanzig ächten Lieder nicht vorhanden seien. Es ist allerdings ganz richtig, daß Lachmanns Theorie für bewährt gelten muß, sobald eine Zerlegung in zwanzig Lieder gelungen ist. Ich hatte in meinem Buch diese Frage nicht zu beantworten, ich hatte ausdrücklich bemerkt, daß ich die Frage von den zwanzig Liedern gar nicht berühre, weil ich glaubte nachgewiesen zu haben, daß der Text, welchen Lachmann bei Ausscheidung der Lieder zu Grunde legte, nicht der ächte sei. Es ist deutlich, daß ich auf meinem Standpunkt gar nicht nöthig hatte, auf diese Frage einzugehen. Denn ist nachgewiesen, daß

der Text A nicht der ächte ist, so war aller Fleiß Lachmanns, den er auf Bildung der Lieder verwendete, verschwendet. Wenn C der ächteste Text ist, so ist der Versuch, das Gedicht in Lieder zu zerlegen, da er von Text A ausgeht, gar nicht zu beachten. Sagt doch selbst Haupt (Zeitschrift V, 505), daß Lachmann nicht vermocht haben würde, die Nibelungenlieder aus der letzten Bearbeitung der Sammlung (also aus C) mit Sicherheit und im Einzelnen überzeugend auszusondern. Ich habe also auf meinem Standpunkt erst dann die Zwanziglie=dertheorie zu beachten, wenn sie auf Text C begründet wird.

Dennoch war zu wünschen, daß auch die zwanzig Lieder, ihre Beschaffenheit, ihre Entstehung, ihre Verbindung, genauer betrachtet würden. Es war offenbar ein Mangel meines Bu=ches, daß es dieß nicht leistete; und die Lachmannsche Theorie war nicht vollständig und von allen Seiten geprüft und ange=griffen, so lange die zwanzig Lieder nicht einer Untersuchung unterworfen waren. Diesem Mangel nun hat Herr M. ab=geholfen; er hat die Lücke meines Buches ausgefüllt, und ich kann nicht anders als ihm dankbar dafür sein, daß er mir viel Mühe erspart hat. Denn der wissenschaftliche Gehalt sei=ner Schrift besteht doch allein darin, daß er, in der Absicht die Zwanzigliedertheorie, die ich gar nicht angefochten, sondern der ich nur die Grundlage entzogen hatte, zu vertheidigen, die völlige Grundlosigkeit und Unhaltbarkeit derselben aufs über=zeugendste nachweist. Man konnte, wenn man mein Buch gelesen hatte, die Theorie Lachmanns für erschüttert halten, aber erst nachdem Müllenhoff seine Geschichte der Nibelunge Not geschrieben hat, ist sie bis in ihr letztes Bollwerk verfolgt und bis auf ihren letzten Rest vernichtet. Wenn schon ich weder an dem Stil M's noch an den würzigen Zugaben, die in Ausfällen auf mich bestehen, Gefallen finden kann, so habe ich doch an dem eigentlichen Inhalt der Abhandlung meine aufrichtige Freude. Die Leser werden sich überzeugen, daß ich wirklich Ursache habe, mich zu freuen.

Vorerst bin ich mit Herrn M. ganz darin einverstanden, daß die Theorie Lachmanns nicht mehr Vermuthung, sondern unläugbare Thatsache ist, so bald das Nibelungenlied wirklich in zwanzig Volkslieder zerlegt ist. Ja gewiß, wenn das Gedicht in Volkslieder zerlegt werden kann, wenn es gelingt, eine Anzahl wirklicher Volkslieder auszuscheiden, so ist es auch nichts als eine Sammlung von Volksliedern, so ist es durch Anreihung von Volksliedern entstanden. Ich gehe sogar noch weiter. Ich glaube zwar unwiderlegbar nachgewiesen zu haben, daß der Text A nicht der ächte ist, aber ich erkläre es unumwunden, derjenige Text, welcher sich in Volkslieder auflösen läßt, ist der ächteste. Wenn A am leichtesten die ursprünglichen Volkslieder herstellen läßt, so ist A ohne Zweifel der ächte Text, und alle meine erhobenen Bedenken verdienen keine Berücksichtigung.

Aber ich läugne, daß Lachmann aus dem Text von A zwanzig Volkslieder ausgeschieden hat. Ich läugne dieß aufs Entschiedenste. Keines dieser sogenannten zwanzig Volkslieder kann jemals als ein für sich bestehendes, vom Volk gesungenes Lied vorhanden gewesen sein; sie sind alle nur zu begreifen als Theile eines größeren Ganzen. Von Herzen gern gehe ich auf den Vorschlag des Herrn M. ein, über diese Sache eine Art Geschwornengericht entscheiden zu lassen. Und ich werde von meinem Recht, Geschworne zu verweigern, nur bei den Herrn Haupt, Müllenhoff, Rieger in Gießen, nur bei denjenigen, die nach dem Motto des Herrn M. ihr Urtheil durch willige Ergebung befreit haben, Gebrauch machen; alle andern, jeder Gebildete ist mir recht. Am besten würden es Dichter sein, die hier in einer Sache der Poesie entscheiden sollten, und Herr Müllenhoff selbst sollte die Lieder vorlesen, oder vielleicht noch besser, falls er eine schöne Stimme hat, als wirklicher Volksdichter zur Harfe vorsingen. Zwar versichert Herr M., daß kein Gebildeter, der unbefangenen Sinnes herantrete, die Thatsache verkennen werde. Ich behaupte dagegen, daß

kein Gebildeter, der nicht in Lachmanns Schule seinen natürlichen Schönheitssinn erstickt hat, diese Volkslieder als solche anerkennen wird. Wer das Gedicht genießen will, der lese es als Ganzes in der ächtesten Gestalt des Textes C, und zwar ist von allen vorhandenen Ausgaben am meisten zu empfehlen die von von der Hagen vom Jahr 1842, welche nicht, wie ich in meinem Buch mit Unrecht sage, ein bloßer Abdruck einer Handschrift ist, sondern einen kritisch, wenn schon nicht überall glücklich hergestellten Text enthält. Wer sich aber bereden läßt, nur die zwanzig Lieder Lachmanns zu lesen, der liest Lieder, die keine sind, der liest weder das Werk eines Dichters, noch Volkslieder, sondern das Machwerk eines Gelehrten, der allerdings selbst versicherte, ein sehr feingebildetes ästhetisches Gefühl zu haben, und von seinen Anhängern in allen Fragen der Kritik und des Geschmacks als die höchste Autorität gepriesen wird. In der That ist es eine schwer begreifliche und demüthigende Erscheinung, daß sich die Gebildeten, die Geistreichen der deutschen Nation so lange Zeit einreden ließen, die von Lachmann ausgewählten Strophen seien alte ächte Volkslieder, und alles andere späterer Zusatz. Denn wer nur ein Fünkchen natürliches Gefühl für Poesie hat, der kann doch unmöglich glauben, daß irgend eines, z. B. gleich das erste dieser Lieder, jemals vorhanden gewesen sei. Oder was soll denn der Inhalt dieses Liedes sein? Auf den Traum der Grimhilde folgt die Kindheit Siegfrieds, dann der Entschluß des Helden um die Jungfrau zu werben, Warnungen des Vaters; Ankunft in Worms, Hagen erzählt von Siegfried; dieser nimmt den höflichen Empfang nicht an, wird aber beschwichtigt, und bleibt in Worms, wo er Kurzweil hat, den Stein wirft und den Schaft schießt. Damit schließt das sogenannte Lied. Es geschieht lediglich nichts in dem ganzen Lied, es wird nichts darin erzählt, das Stoff zu einem Volkslied hätte hergeben können; und doch welcher Aufwand von Personen, und welche Ausführlichkeit von Einzelnem, um weiter

nichts zu sagen, als daß ein junger Mensch nach Worms kam, um dort Kurzweil zu treiben. Zwar war die ausgesprochene Absicht des jungen Menschen, um eine Braut zu werben; man erwartet also, daß von der Hochzeit oder wenigstens von der Brautwerbung in dem Liede die Rede sein werde; aber nein, von solchen Dingen wußte der Dichter des Volksliedes nichts; er wußte nur, daß Siegfried in Worms sich mit Scheibenschießen und dergleichen unschuldigen Spielen gut unterhielt. Zwar erzählt der Dichter beim Abschied Siegfrieds von seinen Eltern, daß dabei viel geweint wurde, und mit Recht, meint der Dichter, denn von dieser Reise lagen ihnen viele Freunde todt; das hatte ihnen das Herz gesagt, sie hatten eine Ahnung davon. Da sollte man meinen, der Dichter deute auf den Tod Siegfrieds, und den Schluß des Gedichts, den Untergang aller burgundischen Helden. O bewahre! Es war das nur die gewöhnliche Art, einen Abschied zu schildern; von dem Tod Siegfrieds, und gar von dem großen Mord bei den Hunnen hat der Dichter dieses Lieds keine Ahnung, er weiß nur von einem glücklichen Erfolg (siehe S. 29), worunter aber nicht etwa die glückliche Vermählung Siegfrieds zu verstehen ist, wovon ja das Lied nichts weiß, sondern das glückliche Kegelschieben und sonstiges harmloses Vergnügen, womit das Lied schließt. Aber ist es denn in der That irgend nöthig, einem Menschen zu beweisen, daß dieses sogenannte erste Lied nie ein Lied war? Es scheint mir fast eine Beleidigung für den Leser zu sein, wenn ich darüber noch ein Wort verlieren wollte. Wie es aber mit dem ersten Liede ist, so ist es mit allen andern. Und aufs aller Entschiedenste behaupte ich, die zwanzig Lieder Lachmanns haben nie existirt; der Versuch, das Gedicht in Volkslieder zu zerlegen, ist aufs Vollständigste mißglückt.

Ehe sich Herr M. zu seiner Aufgabe wendet, findet er für gut, einen der landläufigen Einwürfe gegen die Kritik näher ins Auge zu fassen. Es ist bekanntlich erst nach dem

Tode Lachmanns an's Licht gekommen, daß alle seine Volkslieder eine mit 7 theilbare Strophenzahl haben. Das war eine Entdeckung, die sehr geeignet war, das Vertrauen in Lachmanns Kritik zu erschüttern. Denn daß zwanzig Volksdichter, die einander nicht einmal kannten, alle darin zusammentrafen, daß sie nur Lieder in Heptaden dichteten, das muß doch höchst auffallend sein. Sollten zufällig zwanzig Lieder von verschiedenen Verfassern in diesem Punkt einander gleich sein? Der Zufall spielt wunderlich, aber das wäre doch mehr, als für den Zufall erlaubt ist. Oder sollen alle Volksdichter die geheime Verabredung getroffen haben, nie anders als in Heptaden zu dichten? Das ist ebenso unglaublich. Wie soll man sich nun die Sache denken? Entweder Lachmann hatte die schwer begreifliche Grille, nur Volkslieder in Heptaden anzuerkennen, und er ist es daher, der absichtlich die Auswahl des ächten Strophen so einrichtete, daß immer Heptaden herauskamen; oder es muß irgend eine natürliche Ursache haben, daß Volkslieder zu jener Zeit nur in Heptaden verfaßt wurden. Da die erste Erklärung natürlich alles Vertrauen in Lachmanns Kritik vernichten würde, so haben Herr M. und Herr Haupt, wie uns hier ganz naiv S. 9 erzählt wird, im Herbst 1853 zu Leipzig die Sache überlegt. Bis dahin hatte sie die Siebenzahl nicht beunruhigt; Lachmann hatte natürlich recht, da er unmöglich unrecht haben konnte; nun aber wurden ihnen die Reden der Laien, des unwissenden Volks, doch unbequem, man mußte doch etwas antworten können, wenn die Leute ihre unvernünftigen Bemerkungen über die Siebenzahl machten. Da war es Haupt, der eine Erklärung fand, die, wie Herr M. versichert, durch ihre große Einfachheit überrascht und die er nun mittheilt. Die Sache ist wirklich erstaunlich einfach: es gibt nämlich Lyriker, welche Lieder von drei, sechs, neun Strophen dichteten, nach Triaden. Daraus folgt nun ganz natürlich, daß alle epischen Volksdichter nicht anders als in Heptaden dichten konnten. Ist das

nicht klar? Der Leser beliebe bei M. Seite 9 u. 10 nachzusehen, wenn er es nicht gefaßt haben sollte.

Nach dieser überraschenden und glänzenden Entdeckung darf Herr M. die Einleitung mit folgendem Satz schließen: „War es schon an sich betrachtet unvernünftig die Heptaden zum Einwand gegen Lachmanns Kritik zu benutzen, so werden sie nunmehr selbst im Stande sein die Lieder vor voreiligem Addiren und Subtrahiren sicher zu stellen.“ Also die Heptaden können nicht nur nicht zu einem Einwand dienen, sondern sie haben sogar einen besondern Nutzen. Worin aber dieser Nutzen besteht, und was eigentlich gemeint ist, das kann ich nicht entdecken. Ueberhaupt will ich hier beiläufig gestehen, daß es mir oft sehr schwer wird, den Herrn M. zu verstehen. Und dazu kann Herr M. nur lächeln, denn er hat selbst sehr deutlich gesagt, woran es liegt. In den unentzifferten Inschriften des Darius den Sinn zu finden, war nicht leicht; doch ist es mir einige Mal mit großer Anstrengung gelungen. Hingegen in allen Sätzen und allen Entwickelungen des Herrn M. einen wirklichen Sinn zu finden, darauf muß ich schon bei der bekannten Mangelhaftigkeit meines Verstandes verzichten.

Da nun die überraschende Entdeckung des Herrn Haupt keineswegs sehr einleuchtend ist, so bleibt nichts übrig, als daß Lachmann selbst absichtlich die Lieder nach Heptaden ordnete; oder, was dasselbe sagt, daß er bei der Scheidung der Aechten und Unächten hauptsächlich von seiner Zahlengrille ausging, oder daß eben diese Zahlengrille die geheime Grundlage seiner Textrecension war. Herr Müllenhoff nun behauptet, daß Lachmann erst am Ende seiner Zerlegung des Textes in Volkslieder zu seiner eigenen Ueberraschung die Entdeckung der Heptaden gemacht, und dann höchstens, um die Siebenzahl consequent durchzuführen, die eine oder die andere Strophe noch ausgeschieden oder aufgenommen habe. Dem ist aber nicht so, sondern die Siebenzahl war bei Lachmann das erste, was vorhanden war, und die Volkslieder kamen erst

hernach. Denn schon in der ersten Ausgabe war das Gedicht in Absätze von sieben Strophen geordnet. Für Lachmann konnte es also durchaus kein Räthsel sein, wie die Siebenzahl in die Lieder kam; er wußte sehr wohl, daß er sie hineingebracht hatte. Da man nun weiß, daß er nicht nur in den deutschen Volksliedern, sondern auch in den griechischen Tragikern die Siebenzahl suchte, so muß er offenbar geglaubt haben, daß die Siebenzahl irgend eine wunderbare Beziehung zu aller Poesie habe. Wie er zu dieser höchst wunderlichen Grille kam, ist schwerlich zu begreifen, aber jedenfalls genügt diese einfache Wahrnehmung für jeden, der nicht geschworen hat, bei Lachmann alles vortrefflich zu finden, um von vorn herein überzeugt zu sein, daß die zwanzig Nibelungenlieder nie existirten. Es gibt zwar einige Anhänger Lachmanns, welche zugeben, daß diese Zahlentheorie eine Grille des großen Mannes sei, aber sie meinen, diese Grille sei doch ganz unschuldiger Art gewesen. Vielleicht habe Lachmann, der Grille zu liebe, zuweilen eine ächte Strophe ausgeworfen, oder umgekehrt, aber auf eine Strophe mehr oder weniger komme es nicht an; die zwanzig Volkslieder seien dennoch glücklich hergestellt. Das könnte vielleicht der Fall sein, wenn Lachmann angegeben hätte, daß er diese oder jene Strophe zwar für zweifelhaft halten müsse, aber der Siebenzahl wegen aufnehme oder verstoße. Da er dies nirgends thut, so ist sein Verfahren bei jeder einzelnen Strophe verdächtig; man kann nirgends das Vertrauen haben, daß die Gründe der Aechtheit oder Unächtheit, die er angibt, wirklich die sind, die ihn bestimmten. Es sind nicht nur einzelne Strophen, welche zweifelhaft werden, sondern die Ausscheidung der Volkslieder selbst verliert allen Schein der Berechtigung.

Nach der Einleitung folgt von Seite 11 bis 25 eine Abhandlung, von der ich eigentlich in Verlegenheit wäre, den Zweck anzugeben, wenn nicht S. 7 gesagt wäre, daß Herr M. zeigen wolle, wie leicht die Entstehung des Gedichts aus

einzelnen Liedern sich erkläre, sobald wir es im Zusammenhang mit der übrigen Geschichte des mittelhochdeutschen Epos und der mittelhochdeutschen Poesie überhaupt betrachten. Das also ist es, was hier ausgeführt werden soll.

Ich muß bezweifeln, ob es hier dem Verfasser besser als sonst gelingen wird, den Leser zu fesseln. So schlecht mein Buch ist, so hat es doch die Eigenschaft, daß es gelesen wird. Um seine Wirkung zu hindern, wäre vor allen Dingen nöthig gewesen, sich ebenfalls lesen zu machen; also lesbar, anziehend zu schreiben. Aber diese schwerfälligen, unklaren Sätze, bei denen man selten weiß, was sie eigentlich wollen und sollen, werden schwerlich im Stand sein, den Leser fest zu halten; er wird anfangen zu blättern, und wenn er sich genug über piquante Stellen verwundert hat, die Schrift ungelesen weglegen. Und doch hatte hier Hr. M. einen sehr interessanten Stoff zu behandeln. Was will er denn nun eigentlich?

Seite 14 steht der Satz: „das eigenthümliche, und zugleich widersprechende, in der geschichtlichen Stellung der neuen höfischen Poesie ist aber dies, daß sie, ihrem Wesen und Character nach durchaus modern, noch auf dem Grunde eines unverjährten uralten Herkommens ruht.“ Da hat der Verfasser recht, das ist eigenthümlich und zugleich widersprechend. Aber solche Sätze finden sich hier noch viele, die ganz passend mit „eigenthümlich und zugleich widersprechend“ beginnen könnten. So ist Seite 12 ein Absatz, den ich nicht ganz hersetzen kann, dessen zusammengezogener Sinn aber nur der sein kann, daß die Theilnahme der Laien an der Literatur begann, als vorher schon die Laien ebenso theilgenommen hatten. Ist das nicht eigenthümlich und zugleich widersprechend? Man darf in diesem ganzen Capitel nur blind hineingreifen, man wird überall solche Sätze erhalten, die eigenthümlich und zugleich widersprechend sind. Und dabei ist es besonders schön vom Verfasser, daß er zu widersprechend keinen Dativ setzt: er überläßt damit dem Leser die Wahl eines beliebigen Dativs. Die einen werden

setzen „sich selbst“, und sie haben Recht, diese Sätze widersprechen sich selbst; andere werden vorziehen: „einer dem andern,“ und sie haben auch Recht, einer dieser Sätze ist im Widerspruch mit dem andern. Aber was das Merkwürdigste, das eigentlich Eigenthümliche dieser Sätze ist, das ist, daß sie alle miteinander dem Satz, zu dessen Beweis sie hier stehen, widersprechen. Oder soll hier nicht gezeigt werden, daß nach den historischen Verhältnissen das Nibelungenlied als eine um 1210 gemachte Sammlung von Volksliedern ganz begreiflich sei? Nun lesen wir hier Seite 17, und das scheint der eigentliche Kern der ganzen Abhandlung zu sein, daß die Nibelungen in denselben Kreisen entstanden seien, wie Iwein und Parzival, und Seite 13: „wir werden die edlen Pfleger der alten Kunst (nämlich die Dichter der Nibelungen und der Gudrun) nur in den Kreisen suchen können, denen die neuen höfischen Dichter angehörten.“ Da nun die Dichter der Nibelungen und der Gudrun auch in derselben Zeit dichteten, wie der Dichter des Iwein und des Parzival, so wird Niemand anders erwarten, als daß auch das Nibelungenlied, wie der Iwein und der Parzival gleich als ein Buch und gleich als ein Ganzes gedichtet wurde; aber daß nun aus diesen historischen Verhältnissen sich von selbst die Lachmannsche Lehre von den zwanzig Volksliedern und dem Sammler ergeben soll, das ist doch gewiß sehr eigenthümlich und zugleich widersprechend. Der Verfasser führt weiter aus, daß die Gudrun zwar Zusätze erhielt aber das Werk Eines Dichters ist, das als ein wohlgeordnetes Ganzes gleich durch die Schrift fixirt war. Die Gudrun aber ist nach Hr. M. in derselben Gegend und zu derselben Zeit und in denselben Kreisen entstanden, wie die Nibelungen. Und nun soll aus diesen historischen Verhältnissen sich von selbst ergeben, daß die Nibelungen eine Sammlung von 20 Volksliedern sind. Ist das nicht eigenthümlich und zugleich widersprechend? Ebenso betrachtet der Verfasser noch die andern epischen Gedichte. Er erkennt in der Thidrekssaga mit voller

Bestimmtheit in der Erzählung vom Herzog Iron ein von Einem Verfasser in Einem Sinn und Stil ausgeführtes Gedicht. Auch der Ortnit ist ohne Zweifel das Werk Eines Verfassers, ebenso der Wolfdieterich u. s. w. Alles das wird hier ausgeführt als Beweis, daß es vollständig unvernünftig ist, an der Entstehung des Nibelungenliedes aus gesammelten Volksliedern zu zweifeln. Ich muß bekennen, daß mir noch nie Etwas vorgekommen ist, das in höherm Grade eigenthümlich und zugleich widersprechend gewesen wäre. Lachmann lehrte bekanntlich, und das ist ein wesentliches Stück seiner Lehre, daß die zwanzig Lieder nicht geschrieben waren, nur vom zwanzigsten Lied gab er zu, daß es schon vor der eigentlichen Entstehung der Sammlung könne geschrieben gewesen sein. Zum Beweis dieses Satzes führt Hr. M. aus, daß diese Lieder nicht so rein und unverstümmelt auf uns (d. h. bis zum Sammler) gekommen wären, wenn sie blos aus der mündlichen Ueberlieferung geschöpft worden wären. Dabei erfahren wir auch ganz Neues über die Sammlungen der lyrischen Gedichte, daß die Namen der Heidelberger Handschrift nicht die Namen der Dichter seien, sondern der Besitzer von Liederbüchern.

Es ist wohl deutlich, daß in diesem Capitel Hr. M. zeigen wollte, daß er nicht ein geistloser Nachbeter Lachmanns sei, sondern daß seine Zustimmung zu Lachmanns Lehren um so gewichtvoller sei, als er sich zugleich als ein selbstständiger Denker zu erkennen gebe. Ja Hr. M. ist ein Denker, „eigenthümlich und zugleich widersprechend“, das hat er bewiesen. Ob es aber gerathen war, gerade hier, wo die Lachmannsche Lehre gegen einen Stoß geschützt werden sollte, ihr neue Stöße zu geben? Vor Lachmann hätte sich Herr M. mit dieser Abhandlung nicht sehen lassen dürfen. Aber was wird Herr Haupt, was werden die andern Häupter der Schule dazu sagen? Die Schrift tritt gewissermaßen auf als die Antwort der Schule auf meinen Angriff; und nicht nur sagt es Herr M. selbst, sondern ich meine auch an der Verschiedenheit des Stils es zu erkennen,

daß die ganze Schule Beiträge geliefert hat. Ist also auch anzunehmen, daß die hier vorgetragenen Lehren von der ganzen Schule gebilligt werden? Ich kann das nicht glauben. Dieses ganze Capitel, wie schon der Stil zeigt, ist von Herrn M. allein und auf seine Verantwortung geschrieben, und so lange Herr Haupt und die andern nicht ausdrücklich die Schrift als das Programm der Schule anerkennen, mache ich sie für die Sätze dieses eigenthümlichen und zugleich widersprechenden Capitels nicht verantwortlich.

Ehe ich weiter gehe, muß ich eine kleine Auseinandersetzung mit Herrn M. haben über Mein und Dein. Dazu gibt der Eingang seines zweiten Abschnittes Veranlassung, worin er mich beschuldigt, mir fremdes Gut angeeignet zu haben. Ich soll einen Satz über die Reime aus Wilhelm Grimms Geschichte des Reims genommen haben, ohne es zu sagen. Ich erwähnte Wilhelm Grimm nicht — aus Unwissenheit. Als ich jene Stelle schrieb, fiel mir nicht bei, daß derselbe Gedanke schon bei Grimm stehe, sonst wäre ich ja froh gewesen, eine solche Autorität anführen zu können. Ich denke, diese einfache Erklärung wird genügen, und Herr M. selbst, da er den Gedanken einen thörichten Verdacht nennt, bezweifelt nicht, daß ich zu thörichten Einfällen selbst geschickt bin. Herr Wilhelm Grimm aber wird sich bei Herrn M. bedanken für die feine Art, ihm sein Eigenthum zu retten.

Wie steht es nun aber mit folgender Stelle? Seite 30 sagt Herr M.: „ich mache nur noch auf die merkwürdige und überraschende Uebereinstimmung der Schilderung des Empfanges Rüdigers im Biterolf 5963 fg., die auch für Ortwins Stellung aufklärend ist, mit der Schilderung in unserm Lied von 75 an aufmerksam.“ Dieß ist doch wohl eine wichtige Entdeckung, zu der man Herrn M. Glück wünschen darf. Nun aber lese man in meinem Buch S. 139: „Erst für Strophe 75 bis 85 haben wir wieder ein Zeugniß im Biterolf; denn der Empfang Rüdigers in Worms 5963 bis 6032 ist eine

fast wörtliche Nachahmung des Empfangs Siegfrieds. Der ältere Ortwin, der weitgereiste, dessen Tod Gunther im Biterolf beklagte, kann kaum ein anderer sein, als derjenige, der im Eckenlied von Dietrich fällt rc.“ Ich enthalte mich aller Bemerkungen und bitte nur den Leser, im deutschen Museum 1854,1 909 nachzulesen, wo zur Characteristik des Herrn Müllenhoff weitere Belege gegeben sind.

Abgesehen von der moralischen Seite hat Herr M. sehr unklug gethan, meine Entdeckung zu adoptiren; denn wenn im Biterolf das erste Lachmannsche Lied benützt wurde, so wird dies doch wohl zur Zeit, als der Biterolf gedichtet wurde, schon geschrieben gewesen sein; und das ist eine Annahme, die für Lachmann selbst wenigstens sehr befremdlich gewesen wäre.

Ich wende mich nun zur zweiten Abhandlung, in welcher die ächten Lieder des ersten Theils untersucht werden. Was ist hier die Absicht des Verfassers? Er soll zeigen 1) daß die Lieder wirklich Lieder sind, und 2) daß Lachmann bei Ausscheidung der Lieder nicht willkührlich, sondern nach sichern Grundsätzen verfuhr. Er will aber auch noch 3) die Lehre Lachmanns durch seine neue Hypothese von den Liederbüchern verbessern. Auf den dritten Punkt lassen wir uns natürlich nicht ein, da wir nicht Müllenhoffs, sondern Lachmanns Lehre angegriffen haben. Was nun den ersten Punkt betrifft, so sind wir schon oben überein gekommen, dem Ausspruch der Gebildeten uns zu unterwerfen. Denn eine Discussion würde zu keinem Ende führen, da die Herren Müllenhoff und Freunde ihr Urtheil durch willige Ergebung befreit haben und jeden Zweifel für ein wahres Verbrechen halten. Aber es kommen doch bei dieser genaueren Betrachtung, die hier Herr M. anstellt, hübsche Dinge zum Vorschein, die man bis jetzt nicht bemerkt hat, und von denen ich einige hier ausheben will, ob sie vielleicht der Kleinliederthorie neue Freunde erwerben können. Das vierte Lied, wird Seite 37 gelehrt, sei von einem ganz andern Verfasser als die drei ersten, denn hier wisse der Dich-

ter nicht anders, als daß Siegfried Günthers Mann sei, dort aber sei er es nicht. Die Leser wissen alle, daß Siegfried sich vor Brunhilde Günthers Mann nannte, nicht wie Lachmann meint, um damit der stolzen Jungfrau anzukündigen, daß er unwürdig sei, das frühere Verhältniß fortzusetzen, sondern um in ihren Augen den König Günther, der solche Dienstleute habe, recht glänzend erscheinen zu lassen; daß er nicht wirklich Dienstmann war, geht sogar noch aus dem vierten Lied Lachmanns selbst hervor, denn sonst hätte 331 Günther ihn nicht gebeten, sondern ihm befohlen, und nicht 333 ihm seine Schwester versprochen. Daß im sogenannten Volkslied nicht erklärt wird, warum Siegfried, der freie, ebenbürtige sich vor Brünhilde als Dienstmann bekennt, das beweist eben aufs schlagendste, daß es kein Lied ist, sondern ein unbefugter, schlechter, die Hauptsache entbehrender Auszug. Der Schaden, den Lachmann durch seine muthwillige Verstümmelung dieses Theils des Gedichts anrichtete, kann nicht genug betont werden; es war dies eine völlige Verunstaltung und Herabwürdigung des ganzen Gedichtes, das nach Tilgung der Strophen, auf denen die ganze Entwicklung beruht, nichts mehr sein konnte, als eine unverständliche Folge von nicht auseinander folgenden Abenteuern. Noch eine Stelle will ich hervorheben. S. 35: „311 wird sich nicht auf die interpolirte Strophe 187 beziehen.“ Das ist ein kleines, aber inhaltreiches Sätzchen. 311 ist nach Lachmann eine ächte Strophe seines dritten Lieds, es heißt darin, Liudegast sei von seinen Wunden genesen. Natürlich sollte man nun erwarten, daß er auch einmal verwundet worden; das wird auch in 187 erzählt. Allein diese Strophe des zweiten Liedes hat Lachmann getilgt, wodurch er auch den Vortheil erzielte, daß nun der Leser meinen muß, das er von 188 beziehe sich auf Siegfried in 186, was in ächt volksthümlicher Weise eben nicht der Fall ist. Die Hauptsache aber war, daß nun offenbar zwei ganz verschiedene Volksdichter angenommen werden mußten; der eine

wußte, daß Liudegast zwar mit Siegfried focht, aber sich ohne verwundet zu sein ergab; der zweite wußte zwar nichts vom Fechten, aber daß Liudegast verwundet war. Nachdem nun die beiden Lieder vereinigt waren, bemerkte ein Interpolator, daß 187 an 186 etwas zu kühn im springenden Balladenton anschloß, und daß auch die Wunde, von der Liudegast in 311 geheilt wurde, nicht geschlagen worden war. Beiden Uebelständen half nun der sinnreiche Mann auf einmal ab, indem er die Strophe 187 einschaltete, und dadurch nicht nur die Strophe 188 mit 186, sondern auch diese Wunde mit jenem Fechten in eine überraschend natürliche Verbindung brachte. Ist das nicht hübsch? Aber wahrhaftig, wenn ich sehe, wie tüchtige, verständige, gelehrte Männer ihre Zeit und ihre Kräfte mit diesen sogenannten Liedern verlieren, wie sie da die Strophen gegen einander halten, um ihnen nach Lachmanns Befehl das Aechte, das Eigenthümliche, das Fremdartige anzufühlen, wie sie in Liedern, die nach ihrer eignen Annahme nur wenige Jahre im Alter verschieden sein können, bald an einem gewissen homerischen Etwas das höhere Alter, bald an einem deutlich mittelalterlichen Ton das jüngere Alter spüren, wie sie sich abmühen, mit den von Lachmann vorgeschriebenen Empfindungen abzuwechseln, und also beim ersten Lied, das bekanntlich durch seinen raschen etwas herben Ton ausgezeichnet ist (siehe Lachmann) alles entzückend rasch und lieblich herb finden, beim dritten aber, das bekanntlich ein trauriges Beispiel entarteter Volkspoesie ist (siehe Lachmann), sich kaum einer sittlich ästhetischen Entrüstung erwehren können, wenn ich sehe, wie sie sich anstrengen, um Schwierigkeiten wegzuschaffen, wo keine sind, und Räthsel zu lösen, die sie selbst gemacht haben, wie sie keuchen und schwitzen und rennen, und doch immer wie das Pferd im Rade, an derselben Stelle bleiben, wenn ich dies ganze nutzlose, zwecklose und sinnlose Treiben, diese wahrhaft kindische Spiegelfechterei ansehe, so kann ich mich eines wahren Mitleidens, eines aufrichtigen Bedauerns nicht enthalten,

und ich bin überzeugt, daß dieser ganze Spuk höchstens noch einige Jahre dauern kann, und dann, wie so manche andere Thorheit, an denen die Geschichte der deutschen Gelehrsamkeit so reich ist, ein Gegenstand herzlichen Lachens werden wird.

Das zweite, was Herr M. zeigen soll, ist, daß die Lieder nach sichern Grundsätzen, nicht nach Willkühr ausgeschieden sind. Dies ist nun der Theil, wo ich dem Fleiß Müllenhoffs dankbare Anerkennung zollen muß; er hat sich alle Mühe gegeben, durch tabellarische Zusammenstellung der Eigenthümlichkeiten aller ächten Strophen recht deutlich zu zeigen, daß in der That von festen kritischen Grundsätzen nicht entfernt die Rede sein kann. Wenn ich die Arbeit gemacht hätte, würde man mißtrauisch sein, aber unserm Verfasser darf man trauen. Zwar der Verfasser nimmt schon in der Einleitung, S. 3, einen schönen Anlauf, indem er ausruft: die Kriterien (des Unächten) sind so einfach und handgreiflich, so einleuchtend und bestimmt, daß von Willkühr und subjektivem Belieben nicht die Rede sein kann. Wer sich über die Methode, durch welche die Lieder gewonnen wurden, und über die Merkmale des Unächten unterrichte, der müsse die Lieder, nachdem ihn schon die unmittelbare Gewißheit des Augenscheins überzeugt habe, als unerschütterliche Thatsache festhalten. Nun dann, wir wollen diese Methode, wir wollen diese Merkmale kennen lernen, und zwar an der sichern Hand des Herrn M. Er zählt diese Merkmale auf. Das erste, offenbar das deutlichste, da es an die Spitze gestellt wird, ist der zweisilbige Auftakt. Also das war der Unterschied, daß die Volksdichter den zweisilbigen Auftakt nicht leiden mochten; dagegen die Interpolatoren und Fortsetzer und die Sammler waren geschmacklos genug, ihn anzuwenden. Nun ja, das läßt sich hören, das ist wirklich ein deutliches Merkmal, und danach kann man allerdings die Strophen unterscheiden. Zwar könnte einer fragen, warum denn gerade die zwanzig Volksdichter den zweisilbigen Auftakt nicht mochten, den doch die ganz gleichzeitigen und nach Lachmann

nicht immer ungeschickten und ungebildeten Fortsetzer und Interpolatoren nicht scheuten. Aber das ist nun einmal so, und daran ist nichts zu ändern. Wir wollen uns ungestört durch solche müßige Fragen der Sicherheit freuen, womit Lachmann dieses Merkmal benützte, und darnach die 10 ersten Volkslieder prüfen. Da ist nun aber ein bedenklicher Zusatz Müllenhoffs, der eigentlich schon alle Freude verdirbt: „zweisilbiger Auftakt, wo sonst entschieden ächte Strophen ihn nicht kennen." Was soll das heißen? Also es gibt doch auch ächte Strophen mit zweisilbigem Auftakt? Doch ist die Sache wohl nicht so schlimm, sondern Herr M. will uns ohne Zweifel sagen, daß ein Lied, in dem eine entschieden ächte Strophe nur einsilbigen Auftakt habe, keine Strophe mit zweisilbigem haben dürfe. Offenbar muß das der Sinn sein, denn sonst wäre sein schönstes, sicherstes und deutlichstes Kriterium ohne allen Werth. Wir betrachten also die Lieder. S. 26: „Erstes Lied. 56 = 7 × 8 Strophen. Zweisilbiger Auftakt sicher nur 22,2; 76,3; 85,3; sonst durch die Aussprache oder veränderte Schreibung leicht zu entfernen." Ferner S. 35 im vierten Lied: „Zweisilbiger Auftakt 389,3; 433,3; 440,3." Ferner im siebenten Lied S. 46: „zweisilbiger Auftakt 817,4; 834,2; 835,1" u. s. w. Zehntes Lied S. 52: „Zweisilbiger Auftakt 1019,1; 1019,2; 1086,1." Also in vier Liedern von den zehn ersten kommt solcher zweisilbiger Auftakt vor. Aber doch in den sechs andern nicht? Zum zweiten Lied sagt der Verfasser: „Zweisilbiger Auftakt läßt sich durch bloße Veränderung der Orthographie wegräumen." So sehen wir auch, daß Lachmann die Strophe 239 wirklich als unächt verurtheilt, weil in diesem Lied zweisilbiger Auftakt nicht erlaubt sei. Aber 157,1 erfahren wir nun dennoch, daß 164,4 mirn zerinne mîner friunde der Vers durch ein kühneres Mittel, nämlich durch Tilgung von mîner gerettet werden muß, und daß 164,3 wellen einsilbig, 209,4 der gwan für der gewan gelesen werden muß u. s. w. Dagegen im dritten Lied kann

M. einfach und deutlich sagen: „Zweisilbiger Auftakt nirgend.“ Aber Herr M. hat hier bei Lachmann den Satz nicht zu Ende gelesen; es heißt in der Anmerkung zu 274: in diesem Liede ist nirgend zweisilbiger Auftakt, am wenigsten in der zweiten Vershälfte. Also das nirgend ist doch nicht ganz einfach nirgend, sondern einiges irgend steckt doch noch drin. Es gibt von nirgend einen Comparativ und einen Superlativ, und hier ist es nicht im Superlativ gemeint. Das Lied besitzt zwar die lobenswerthe Tugend, keinen zweisilbigen Auftakt zu haben, könnte aber doch diese Tugend noch in höherem Grade besitzen. So wird es nun auch beim fünften Lied sein, wo unge-lîche 598,1; er ge-bârte 616,1; ze der 602,1; ich enweiz 628,2 nicht ganz vollkommen einsilbig sind. Nicht anders ist es im sechsten Lied, wo der Verfasser zwar sagt: „zweisilbiger Auftakt nirgend“, aber gleich darauf Beispiele genug anführt, in denen die Einsilbigkeit des Auftakts keineswegs bis aufs Aeußerste getrieben ist, wie z. B. si versuohte; do ir kômet u. s. w. Im achten Lied ist der zweisilbige Auftakt nicht selten, aber überall leicht wegzuschaffen; man darf z. B. statt daz gebirge nur lesen daz birge, statt gên des nur gêns u. s. w. Am nächsten kommt das neunte Lied dem Ideal, ohne es doch ganz zu erreichen. Dem zwanzigsten Lied ist zweisilbiger Auftakt ausdrücklich gestattet, siehe L. zu 2031.

Aus dieser Zusammenstellung ergibt sich aufs Deutlichste, daß Lachmann keineswegs den zweisilbigen Auftakt als Kriterium der Unächtheit behandelte, sondern einmal eine Strophe verwarf wegen desselben, ein andermal beibehielt trotz desselben.

Mit dem zweiten Kriterium, der gereimten Cäsur, nahm er es allerdings etwas strenger. Er wollte sie vermeiden und verwarf deswegen manche Strophe, die er sonst gern beibehalten hätte, bis ihm endlich beim zwanzigsten Lied der Zwang lästig wurde, und er also dem Volksdichter Nr. XX die Freiheit der gereimten Cäsur gestattete. Freilich ist nun nicht abzusehen, warum Nr. XX darin bevorzugt sein soll; und wenn

mir Herr M. S. 3 den Vorwurf macht, daß ich nicht wisse, daß die überschlagenden Reime erst mit der höfischen Poesie aufkamen, so darf ich wohl antworten, daß im Jahre 1190, in welchem diese Lieder frühestens entstanden sein sollen, die höfische Poesie schon ausgebildet war. Weßhalb also in einer Zeit, als nicht nur die höfischen Dichter, sondern auch alle Interpolatoren und Fortsetzer der Volkslieder, und sogar der Volksdichter Nr. XX die gereimte Cäsur liebten, die Volksdichter Nr. I bis XIX sich desselben Reims nicht bedienen durften, das bekenne ich nicht einzusehen. Uebrigens gibt es doch auch bei Lachmann Ausnahmen. Die Strophe 13 konnte auf keine Weise entbehrt werden; sie hat aber gereimte Cäsur. Wie half sich nun Lachmann? Er schrieb hier Kriemhilte statt Kriemhilde, und behauptete nun, das sei kein Reim auf wilden. Herr M. ist in diesem Punkt nicht so engherzig; er gibt zu, daß Nr. I hier und in 106 den Reim habe, und wohl nicht zufällig. Auch im zweiten, vierten, fünften und neunten Lied verzeichnet Herr M. deutliche, wenn schon alterthümliche Reime in der Cäsur.

Das dritte Kriterium soll im Uebergehen des Satzes aus einer Strophe in die andere gefunden werden. Da diesen Punkt Herr M. in seinen Tabellen nicht berücksichtigt, so muß ich einige Bemerkungen, wie ich sie gerade bei der Hand habe, anfügen. Keine lästigere Fessel hatte sich Lachmann angelegt, als diese. Er konnte dadurch oft genöthigt werden, zwei zusammenhängende Strophen, die kaum entbehrlich waren, verwerfen zu müssen. So z. B. 771 und 772, denn es ist wohl deutlich, daß die Worte der Brünhilde in 773: wil du niht eigen sîn nicht antworten auf 770, sondern auf die Worte der Grimhilde in 771: dâ mite wil ich selbe niht bescholden sîn u. s. w. Wo es daher nur möglich zu machen war, verwarf Lachmann nicht beide, sondern nur die eine der verbundenen Strophen, so die zweite nach 169. 186. 268. 290. 563. 767. 962. 1013; die erste 924. Gewiß ist es schwer

glaublich, daß ein Interpolator seine Zusätze so einfügte, daß sie eine ächte Strophe in der Konstruktion, mitten im Satz, fortsetzten, oder gar, daß sie den Vordersatz bildeten, zu dem die ächte Strophe der Nachsatz war. Aber auch dies Mittel war nicht möglich in 827, wo er wirklich, also im siebenten Lied, die Verbindung beibehielt, und nur in den Anmerkungen zur Abhülfe eine Conjectur vorschlug. Da sich Herr M. blos mit dem ersten Theil beschäftigt, so will ich nur noch bemerken, daß auch in diesem Punkt Lachmann dem Dichter Nr. XX eine größere Freiheit gestatten mußte. Es ist also sicher, daß auch dieses Kriterium nicht streng durchgeführt, und am Ende gänzlich aufgegeben wurde.

Das vierte Merkmal des Unächten ist Verwirrung und Regellosigkeit im Gebrauch der Anrede. Von diesem Kriterium machte allerdings Lachmann sehr häufig Gebrauch; aber die fleißige Zusammenstellung des Herrn M. kann jeden überzeugen, daß auch in den sogenannten ächten Liedern in der Anrede nicht die geringste Regel, dagegen aber die größte Verwirrung herrscht. Vergessen hat M. anzumerken, daß Günther in der nämlichen Strophe zu Hagen ir und du sagt 84. Besonders auffallend ist die Verwirrung in dem vierten Lied. 398 Brünhilde bewillkommt Siegfried mit Ihr; er antwortet ihr 401 mit Du, worauf 402 sie ihn ebenfalls duzt. Zu Günther sagt Brünhilde Ihr 404, und er ebenso zu ihr 406. Dagegen 434 duzt sie den König, und 443 wird sie von Siegfried geihrzt. Herr M. belehrt uns jedoch, daß hier nicht Verwirrung, sondern eine feine Abwechslung nach den Umständen ist: in der Ruhe sagt Brünhild Ihr, aber im Feuer des Kampfes sagt sie Du. Zuerst gibt Siegfried der Brünhilde Du, aber nachdem sie die Braut seines Herrn geworden ist, Ihr. Wie fein! Aber doch hätte Siegfried auf das gebotene Ihr der Jungfrau nicht so unhöflich mit Du antworten sollen. Im siebenten Lied ist die auffallende Sitte, daß alle Personen einander Ihr geben, mit einziger Ausnahme der Grim-

hilde, die den Hagen duzt. Das ist um so auffallender, als sogar Günther 815 den Hagen mit Ihr anredet. Sieht man genauer zu, so findet man, daß auch Grimhilde zwar 841 ganz deutlich Du zu Hagen sagt, aber einige Strophen vorher 836 ebenfalls Ihr. Zwar Lachmann gibt auch hier den Singular, um die Sitte des Liedes zu wahren; aber die Handschrift A hat hier ebenso wie alle andern den Plural. Statt gedenket druckt Lachmann gedenk et, und noch kühner lâz mit stillschweigender Aenderung für lât. Das schönste aber ist, daß ein Schreibfehler helfen muß. Es sagt nämlich Grimhilde zu Hagen, den sie bittet, bei dem vermeintlichen Feldzug gegen die Sachsen treulich Siegfrieds zu hüten: vil lieber friunt Hagene, nu gedenket an daz, daz ich iu gerne diene, unt nie noch wart gehaz; des lâzet mich geniezen an mînen lieben man u. s. w. Wenn man hier auch gedenket und lâzet wegschaffen kann, so bleibt doch iu im zweiten Vers; dafür müßte deutlich dir stehen. Nur aber hat A nicht dir, sondern in, was doch gewiß nichts ist als ein ganz gewöhnlicher Schreibfehler für iu. Lachmann aber behauptet nun, dies in sei die ursprüngliche Lesart. Er läßt die Grimhilde zu Hagen sagen: Laß mich das genießen, daß ich ihnen gerne diene, und ihnen noch nie feindselig war. Es ist schon an sich unmöglich, daß auf diese Weise ihnen gesagt wird, ohne daß vorher die gemeinten Personen genannt sind. Wie ganz unpassend es aber ist, daß Grimhilde sich bei dem Dienstmann ihrer Brüder damit zu empfehlen sucht, daß sie auch ihre Brüder nicht hasse, das braucht doch nicht ausgeführt zu werden. Es kann wohl nicht im mindesten zweifelhaft sein, daß Lachmann hier nicht nur stillschweigend ändern, sondern auch einen offenbaren und sinnstörenden Schreibfehler vertheidigen mußte, um nicht sagen zu müssen, daß Grimhilde in der Anrede an Hagen von Ihr zu Du übergehe.

Die weitern Kriterien, die Herr M. aufzählt, sind höchst subjectiver Art, nämlich 5) Richtigkeit der Schlußzeilen, 6) arm-

seliges Zusammenbetteln der Ausdrücke, 7) müßiges Anbringen der burgundischen Helden, 8) wohlfeile Beschreibung von Kleidern und Ritterfesten. Es wird mir Niemand verdenken, wenn ich auf diese Merkmale nicht eingehe. Das Wohlfeil, das Müßig, das Armselig, das Nichtig, das sind relative Begriffe, und wer nicht in jedem einzelnen Fall sich einem Streit aussetzen will, der wird gut thun, auf diese Dinge sich nicht einzulassen. Ich will aber noch ein ganz deutliches Kriterium des Unächten anführen, das Herr M. vergessen hat, nämlich vier gleiche Reime. Auch dieses Merkmal wird beim zwanzigsten Dichter aufgegeben, und im ersten Theil des Gedichts hat wenigstens eine der angeblich ächten Strophen ebenfalls vier gleiche Reime, 513.

Von den weniger faßlichen, mehr auf Gefühl beruhenden Kriterien will ich noch eines anführen, nämlich das der Unschicklichkeit. Z. B. in Strophe 353 ist bei einem Buhurt von Siegfried die Rede. Lachmann verwirft die Strophe, weil dem Interpolator wenig an der Unschicklichkeit lag, die Burgunden nicht zu nennen, wenn nur die Nibelungen nicht vergessen wurden. Von 1191 und 1192 werden einige Zeilen verworfen, nicht nur weil zwei Strophen verbunden sind, sondern auch weil die Mannen Rüdigers unnütze Reden führen und unschicklich auf eine Erklärung dringen. 1312 bei der Hochzeit Etzels zu Wien findet Lachmann, daß schon genug von der Freigebigkeit die Rede war, und daß darauf noch einmal zurückzukommen wenig Gefühl für das Schickliche zeige.

Das Ergebniß unsrer Betrachtung ist, daß Lachmann bei Herstellung der Lieder und Ausscheidung des Unächten keineswegs von faßlichen, deutlichen, sichern Kriterien ausgehend nach streng objectiver Weise verfuhr; daß vielmehr das subjective Belieben und verschiedene Arten des Gefühls vorwalteten. Das deutlich gezeigt zu haben, ist das unwillkürliche Verdienst des Herrn Müllenhoff. Hinzuzusetzen haben

wir nur noch, daß im Geheimen die Rücksicht auf die Heptaden die verschiedenen Gefühlsarten leitete.

Wir wenden uns jetzt zu der dritten und letzten Abhandlung des Herrn M., in welcher er die Interpolationen der ersten zehn Lieder betrachtet. Ich hatte erwartet, hier ausgeführt zu sehen, daß alle Interpolationen nun an eben den Kriterien kenntlich gemacht würden, die zur Ausscheidung des Aechten dienten. Es würde sich gezeigt haben, daß eine Menge Strophen als unächt verworfen worden sind, die nach sämmtlichen angegebenen Kriterien untadelhaft genannt werden müssen. Und so würde die verdienstvolle Beweisführung des Herrn M. auch von der Kehrseite bestätigt worden sein. Allein in diesem Theil denkt der Verfasser nicht mehr daran, die Lehre Lachmanns zu erläutern und zu erhärten, sondern er hat hier nur seine neue Entdeckung von den Liederbüchern im Auge, die er wahrscheinlich machen oder beweisen will. Das geht mich hier nichts an, und ich muß den Stützen und Häuptern der Lachmannschen Schule überlassen zu entscheiden, ob diese angebliche Verbesserung der Lachmannschen Lehre gebilligt werden kann. Meinerseits erlaube ich mir ganz bescheiden den Herrn Müllenhoff zu warnen. Er scheint mir einen gefährlichen Weg einzuschlagen, der ganz unmerklich zur Aufhebung der Lehre Lachmanns führen könnte. Es könnte ihm gehen, wie es ihm bei der Gudrun gegangen ist. Er wollte nach dem Vorbild Lachmanns an einem weitern Beispiel die Entstehung eines Volksepos zeigen. Er schied also die nöthigen Interpolationen aus und zerlegte die Gudrun in 18 ächte Volkslieder. So weit war die Sache unbedenklich. Nun forschte er aber weiter und entdeckte, daß alle 18 Volkslieder von einem und demselben Dichter verfaßt und auch gesammelt wurden. Und nun konnte man schon fast eben so gut sagen, die Gudrun sei nicht eine Sammlung von Volksliedern, sondern das Gedicht eines Dichters, das wie jedes größere Gedicht eine Anzahl Abschnitte habe. In der neusten Schrift ist

nun Herr M. noch weiter zur Einsicht gekommen, daß dieser Dichter kein eigentlicher Volksdichter war, wie man sich das gewöhnlich vorstellt, sondern ein Mann aus den Kreisen des Hartmann von Aue und des Wolfram von Eschenbach, und daß sein Werk als Ganzes gleich durch die Schrift fixirt war. Das ist nun doch etwas ganz anderes als die Lachmannschen Nibelungen. Gerade so könnte es nun Herrn Müllenhoff auch mit den Nibelungen gehen. Er sagt bereits S. 66, die Entstehung des Gedichts sei nicht wohl anders als auf schriftlichem Wege denkbar. Der Ordner habe wohl den ganzen zweiten Theil schon fertig vorgefunden, und damit die drei Liedergruppen des ersten Theils, die auch schon in Liederbüchern vereinigt waren, verbunden. Er hat jetzt nur noch einen kleinen Schritt zu machen, und zeigt auch einigemal Lust dazu, um zu entdecken, daß die Schreiber der vier Liederbücher auch die Dichter sind, und daß die vier Dichter und der Ordner des Ganzen ein und dieselbe Person sind. Ich mache ihn auf diese Gefahr nur aufmerksam, damit es ihm nicht geht, wie mir, und er an einem Pfosten die Stirne einrennt. Zwar vor dem Pfosten in Kiel ist er sicher, da er das Glück hat, der selber zu sein. Aber es gibt auch noch andere Pfosten. Diejenigen Leser der Müllenhoffschen Schrift, die vielleicht, wie es zu gehen pflegt, nur den Anfang und den Schluß lesen, und also im Eingang gesehen haben, daß die Lachmannsche Lösung des Problems die einzig mögliche sei, müssen nun am Schluß den Satz von der Hypothese, die durch den Zusammenhang aller Thatsachen bewiesen sei, natürlich von der Hypothese Lachmanns von den 20 Liedern verstehen. Ich muß sie also darauf aufmerksam machen, daß dem nicht so ist, sondern daß hier von einer neuen, der Lachmannschen Lehre nicht ganz gleichen Hypothese die Rede ist. Wer freilich hätte ahnen können, daß der Verfasser, der im Eingang so spöttisch von dem Anfang einer Literatur sprach, die nach Lachmann neue Ansichten über die Nibelungen vorbringen wolle, nichts anderes beabsichtige,

als eben diese Anfänge einer neuen Literatur um ein Buch zu bereichern? Herr Müllenhoff ist eben kein gewöhnlicher Mensch; es ist bei ihm Alles, wie wir oben gefunden haben, „eigenthümlich und zugleich widersprechend.“

In einem besonderen Anhang beschäftigt sich Herr M. umständlich mit meinem Buch. Anzuerkennen ist die Offenheit, mit der er selbst den Leser auf den richtigen Standpunkt führt zur Betrachtung dieses Anhangs, indem er ihm schon S. 7 und wieder am Schlusse sagt, daß es sich hier nicht um eine eingehende Prüfung handle, sondern daß ein Beispiel gegeben werden solle, damit Andere sich hüten, ihre Einfälle gegen die heilige Lehre vorzubringen. Es soll an einem deutlichen Beispiele gezeigt werden, daß Jeder, der gegen die Schulmeinung auftritt, nicht etwa wohlwollende Prüfung, sondern die gehäßigste und rohste Entgegnung zu erwarten habe; und diese Aussicht soll jeden Gebildeten zurückschrecken. Auf diese Weise möchten die Herrn es durchsetzen, daß sie das Feld allein behaupten und dadurch der Begründung und Vertheidigung ihrer Ansichten enthoben seien. Daß dies wirklich die Absicht ist, muß das empörende Verfahren, das hier gegen Zarncke gerichtet wird, Jedem deutlich machen. Diesem Mann können die Herrn doch nicht vorwerfen, daß er nichts gelernt habe; er ist einer der besten Schüler Lachmanns und Haupts. Wenn er also in der Handschriftenfrage mir beistimmt, so konnte es nicht aus Mangel an Kenntnissen und aus Urtheilsunfähigkeit geschehen, sondern nur aus Ueberzeugung und Wahrheitsliebe. Und wenn die Herrn mich nicht hören wollten, der ich nicht bei ihnen und auch nicht bei Lachmann in die Schule gegangen bin, ihn wenigstens konnten sie nicht verwerfen und mußten seinen Gründen in Ruhe entgegnen und ihn des Irrthums überweisen, wenn sie konnten. Aber davon ist nicht die Rede, sondern in einer Gereiztheit, die durch ihre Maßlosigkeit auf jeden Unbetheiligten wahrhaft komisch wirken muß, wird Zarncke gleich von Anfang mit Schmähungen aller Art übergossen, z. B. erinnert, daß er

erst lesen lernen solle, und zum Schluß so hochmüthig zurecht gewiesen und zur Umkehr eingeladen, daß man wahrlich, falls die Einladung ernstlich gemeint ist, über die Mittel, die diese Herrn ergreifen, um sich Freunde zu machen, nur höchlich erstaunt sein kann. Die Leser wissen also, wie sie diese ununterbrochene Reihe von leidenschaftlichen Ausfällen zu nehmen haben. Er läßt doch auch gar nichts Gutes an mir, der strenge Herr M. Ich verstehe weder Sanskrit, noch Griechisch, noch Lateinisch, noch Deutsch, noch Isländisch, wie das Alles Herr M. beweist, und ich fange an zu vermuthen, daß ich meine Stärke im Französischen oder im Italienischen habe. Und mein Verstand ist seit der Zeit, wo Herr M. meinen Scharfsinn anerkannte, bedenklich schwach geworden. Vollends von ästhetischem Gefühl kann gar keine Rede sein. Fast gewundert hat es mich daher, doch zwei Stellen zu finden, in welchen eine gewisse Anerkennung sich nicht verbergen kann. S. 74 steht zu lesen, daß mein Studium des indischen Epos sich in der Bearbeitung der indischen Sagen bewährt habe. Danach scheint Herr M. (aber ich vermuthe, daß die Stelle von einem der beisteuernden Freunde ist) meine indischen Sagen mit Vergnügen gelesen zu haben; und ich muß gestehen, daß er mich hier an meiner schwachen Seite faßt; er muß doch nicht so übel sein, der Herr M., da ihm meine indischen Sagen gefallen. Man muß an keinem Menschen verzweifeln; es findet sich an jedem noch etwas Gutes. So findet Herr M. an mir das Gute, daß ich die indischen Sagen bearbeitet habe, und ich an ihm, daß er sie lobt. Die andere Stelle ist S. 67, wo er mir sogar eine gewisse Genialität zuerkennt, fast mehr als ich verlangen kann. Eine dritte stillschweigende aber thatsächliche Anerkennung zollt er mir, indem er bereits wie oben gezeigt Anstalten trifft, sich in den Besitz meines Nachlasses zu setzen.

Besonders finden sich heftige Ausfälle am Ende des Buchs zusammengedrängt; hier greift Herr M. meine Wahrhaftigkeit

an, und darauf muß ich antworten. Ich habe mich in der Vorrede zu meinen Nibelungen entschieden gegen den Ton, der in Lachmanns Schriften herrscht, ausgesprochen, und dabei gesagt: Schmähungen statt der Beweise vorzubringen, sollte auch dem größten Gelehrten nicht gestattet sein. Das nun, sagt Herr M., sei eine Unwahrheit. Es wäre wohl klüger gewesen für Herrn M., über diesen Punkt zu schweigen. Denn jetzt bin ich genöthigt, meine Behauptung zu beweisen. Ich will es thun, und zwar aus leicht begreiflicher Rücksicht mich mit einem einzigen Beispiel begnügen. Zu den Nibelungen S. 3 sagt Lachmann: „ich beharre auf der einfacheren Meinung, daß das Werk eine Sammlung von Volksliedern sei. Die allgemeinen und unbestimmten Reden, von der Einheit des Ganzen, von der durch den Inhalt bedingten Abwechslung des Tons, von dem jeweiligen Schlafen der besten Dichter, beruhen theils auf Verkennung der epischen Poesie, theils auf ungebildetem ästhetischem Gefühl, theils auf der Trägheit, die in weitschichtigen Möglichkeiten umherirrt, statt das Einzelne zur Betrachtung und Vergleichung festzuhalten.“ Das ist es nun was ich Schmähungen statt der Beweise nenne. Hier bekennt sich Lachmann zu einer Meinung, die er selbst nur eine Meinung nennt, und von der er selbst S. 6 sagt, daß er sie nicht beweisen könne. Allen aber, die diese Meinung nicht theilen, macht er Vorwürfe, die wahre Schmähungen sind. Statt seine Meinung zu entwickeln und zu begründen, zieht er es vor, die entgegenstehende Meinung nicht etwa zu widerlegen, sondern zu schelten, daß sie auf Mangel von Einsicht, auf Mangel von Gefühl, auf Mangel von Fleiß beruhe. Und wenn die Herren ehrlich sein wollen, so müssen sie bekennen, daß es diese und ähnliche Stellen waren, die ihnen selbst statt der fehlenden Beweise dienten. Wer wird auch gerne von sich sagen lassen, daß man die epische Poesie verkenne, daß man kein gebildetes ästhetisches Gefühl habe und daß man aus Trägheit in weitschichtigen

Möglichkeiten umherirre? Und dem konnte man so einfach entgehen; man durfte nur den Satz von den zwanzig Liedern sich einprägen, man durfte nur recht lebhaft empfinden, daß alle bei Lachmann schräg gedruckten Strophen die entschiedensten Kennzeichen der Unächtheit an sich tragen, man durfte nur nach den Andeutungen Lachmanns den Unterschied des Tons in den Liedern herausfühlen, so war man aller Gefahr enthoben, verstand sich auf epische Poesie, hatte feines ästhetisches Gefühl, und war glücklich über jene schauderhaften Möglichkeiten geistesfrisch hinaus gekommen. Wenn die Herren ehrlich sein wollten! Es verhält sich im Grunde mit den zwanzig Liedern gerade wie mit jenem berühmten Gemälde Till Eulenspiegels, das allgemein bewundert wurde, weil Jeder sich fürchtete, durch das Geständniß, daß er nichts sehe, einen Makel seiner Herkunft zu zeigen. So war es ungemein wirksam, daß Lachmann versicherte, daß Diejenigen, welche seine Meinung nicht billigten, kein ästhetisches Gefühl hätten. Denn darin will keiner zurückstehen, und doch gibt es in der That nichts seltneres, als Unabhängigkeit und Selbständigkeit in Urtheilen des ästhetischen Gefühls. Jeder will zeigen, daß er auch fühlt, und zwar sehr lebhaft fühlt, aber was er zu fühlen hat, muß er erst an andern sehen. Wenn daher einmal ein Urtheil ausgesprochen ist, das dafür gilt, auf ästhetischem Gefühl wirklich zu beruhen, so kann man sicher sein, daß es zahlreiche Beistimmung erhält von allen Denen, die sich zwar in der Stille gestehen, daß sie das Verlangte eigentlich nicht fühlen, aber öffentlich doch recht entschieden zeigen wollen, daß sie in der feinen Bildung des ästhetischen Gefühls keinem weichen. Dies ist in der That das Geheimniß des großen Beifalls, den Lachmanns Lehre von den Nibelungen gefunden hat. Es ist nicht nöthig weitere Beispiele des Tons zu geben, in welchem Lachmann wissenschaftliche Untersuchungen zu führen pflegte; seine Schüler sind beflissen jedem Gebildeten zu zeigen, wie sehr ich Ursache hatte, diesen Ton zu mißbilligen. Denn die Verdienste Lach-

manns können die Herren zwar nicht erreichen, aber sie wollen doch ihr Selbstgefühl heben, indem sie die gleiche Sprache sprechen. Die Schrift des Herrn M. selbst ist wie gemacht, um als eines der deutlichsten Beispiele des Tons der Lachmannschen Schule meine Worte zu rechtfertigen.

Ich komme zu einem andern Punkt, wo mir Herr M. Unwahrheit vorwirft, S. 101 und 102. Hier ereifert er sich wahrlich ganz umsonst. Wenn ich sage, Lachmann habe z. B. 204,4 end durch stillschweigende Besserung in den Text gesetzt, so behauptet Herr M., das sei eine Unwahrheit, denn in den Anmerkungen könne man ja sehen, daß im Codex nicht end, sondern er stehe. Ich bin wirklich erstaunt, diesen Vorwurf hören zu müssen, denn ich selbst habe nie anders gesagt, als daß ich es eben dort gesehen habe. Aber eine stillschweigende Aenderung ist eine solche, die im Buch selbst weder durch den Druck noch durch irgend ein Zeichen bemerkbar gemacht ist. Und alle die zahlreichen stillschweigenden Aenderungen in orthographischen Dingen, die Lachmann sich erlauben mußte, hören darum nicht auf, stillschweigende Aenderungen zu sein, weil in einem andern Buch die fehlerhafte Orthographie der Handschrift angegeben ist. Es handelt sich nur darum, ob in der Ausgabe die Grundsätze streng durchgeführt sind, die in der Vorrede angegeben sind. Dort erfahren wir S. XI und zwar in dem Zusatz von 1840, daß einzelne Wörter, die verderbt zu sein schienen, mit Cursivschrift oder mit kleinen Lettern oder zwischen Klammern gesetzt, die richtige Lesart aber entweder auf dem unteren Rande oder am Ende des Bandes gegeben sei. Lachmann versichert also, daß er den Text von A ohne alle wesentliche Aenderungen gebe, denn selbst nothwendige Besserungen nimmt er nicht auf, sondern macht nur durch den Druck bemerklich, daß sie unten oder hinten zu suchen sind. Man mußte also glauben, überall den Text von A vor sich zu haben, indem stillschweigend, d. h. ohne ein Zeichen der Aenderung, nichts geändert sei als Orthographisches. Und

man durfte erwarten, daß eine Vergleichung der Anmerkungen, wo die Lesarten von A genau verzeichnet sind, in Beziehung auf A nichts ergeben werde als Schreibfehler. Daß das nicht der Fall ist, habe ich gezeigt. Denn end für er, unsich für uns, und zumal niulich gehît für muolich gesit ist doch wahrhaftig mehr als Verbesserung der Orthographie; und doch ist im Text nicht durch das geringste Zeichen darauf aufmerksam gemacht, daß hier der Leser nicht den Text von A, sondern wesentliche Verbesserungen und sogar die ganz abweichende Lesart einer andern Handschrift vor sich habe. Allerdings hat Lachmann selbst die Mittel gegeben, dieses Verhältniß seines Textes zu erkennen: aber dazu war nöthig, daß man einen Band voll Lesarten mit gespannter Aufmerksamkeit durchlas und mit der Ausgabe verglich, eine Arbeit, der sich Wenige unterzogen haben möchten. Und wahrscheinlich war Herr Müllenhoff durch meine Aufklärungen über jenes unsich und jenes niulich gehît ebenso überrascht, wie viele andere eifrige und gelehrte Leser der Lachmannschen Ausgabe. So denke ich über den Gebrauch des Wortes „stillschweigend" keiner Rechtfertigung zu bedürfen,* und auch wenn ich sage, daß Lachmann die Weise, wie er bald einen Fehler als orthographischen änderte, bald den ganz gleichen Fehler als ächte Lesart den andern Handschriften entgegenstellte, nur für Diejenigen erkennbar mache,

* Wie ganz unverfänglich der Ausdruck ist, geht daraus hervor, daß Herr Max Rieger ihn ganz ebenso wie ich anwendet. Zur Kritik der Nibelunge S. 99: „folgende Beispiele hat unter andern Lachmann stillschweigend gebessert." S. 100: „Lachmann hat in seinem auf A gegründeten Text etwa zehn Fälle ausdrücklich und wohl eben so viel stillschweigend weggeschaft." Man sehe auch S. 101: „im Hinblick auf seine große Anzahl gebesserter Stellen fragt man in der That vergeblich, warum nicht wenige anstößige Lesarten von A stehen geblieben seien, um die es ziemlich dieselbe Bewantniß hat wie um jene verworfenen." Herr Rieger bestätigt also vollkommen die Sätze, aus denen mir Herr M. ein so großes Verbrechen machen möchte. Herr Rieger aber ist der Vertheidiger Lachmanns.

die die Anmerkungen durchstudieren, aber für die Leser der Ausgabe selbst den Blicken zu entziehen für gut gefunden habe, so wird das in voller Wahrheit bestehen. Sollte aber wirklich, wie Herr M. versichert, Jemand durch meine Ausdrücke zu der Ansicht gekommen sein, daß Lachmann entweder das Buch zu den Nibelungen gar nicht geschrieben, oder darin nicht mit bestem Wissen alle Lesarten verzeichnet habe, so muß ich gestehen, daß ich das bedauern, zugleich aber mich über den Leser wundern müßte.

Hier will ich gelegentlich aufmerksam machen, daß die Anmerkungen in Angabe der Lesarten keineswegs so zuverläßig sind, als ich noch bei Bearbeitung meines Buches meinte. Ich sage dies nicht, um Lachmann einen Vorwurf zu machen, denn Versehen sind bei der größten Gewissenhaftigkeit nicht zu vermeiden; sondern nur um die Thatsache zu erweisen, damit es andern nicht geht, wie es mir gegangen ist. Ich habe nämlich in meinem Buch die Lesarten von C, wenn ich gerade die Anmerkungen vor mir liegen hatte, mit dem größten Vertrauen aus diesen gegeben, ohne für nöthig zu erachten, bei Laßberg nachzusehen. So ist es gekommen, daß ich eine falsche Lesart und damit einen unrichtigen Vers anführe auf S. 66. Nämlich Strophe 1896,2 = L. 16310 lautet nach Lachmann, dem ich folgte: swaz die Ezeln rechen runen in dìsem gademe; aber bei Laßberg steht nur: runen in disem gademe. Woher Lachmann die Worte swaz die Ezeln rechen genommen hat, weiß ich nicht. Denn in der Handschrift steht wirklich nichts weiter als was Laßberg gibt, wie ich nach einer Collation der Handschrift mit Bestimmtheit versichern kann. Im Wallensteiner Coder heißt der Vers: waz dise recken rawnend aneinander sagen.

Es ist dies wichtig, schon weil sich nun ergibt, daß der ganz unregelmäßige Halbvers runen in disem gademe in der That nicht vorhanden ist. Ein anderer Fall von kaum geringerer Erheblichkeit ist Klage 1743 = L. 3586, nach Lach-

mann: des bisscofes geleite mit in reit; aber im Codex steht nicht mit sondern von. Weniger erheblich ist 184,2 = L. 1489: der wint statt ein wint; 286,4 = 2317: manech statt manic; 294,3 = 2378: minnechlicher für minneklicher; 417,1 = 3574: der karche Hagene vergessen; 1555,4 ist die Lesart C unter B angegeben.

Wenn sich also ergibt, daß selbst Lachmann nicht vor Versehen sicher war, so darf ich wohl mit Bedauern gestehen, worauf mich Herr M. aufmerksam macht, daß ich einmal aus einer Zeile in die andere verirrt bin. S. 16 Z. 16 und 17 muß lauten: iu 295,2 als, B C sam, und die Klammer ist zu streichen.

Ich muß noch einmal auf die Stelle über niulich gehît zurückkommen, weil Herr M. mit ihr besonders unzufrieden ist. Ich sage, daß Lachmann die Lesart nicht einmal unter dem Text hätte erwähnen dürfen. Das sei nicht wahr, meint Herr M., und ich verstehe nichts von der Einrichtung von Lachmanns Textausgaben. Hat denn Herr M. die Vorrede zu der Ausgabe nicht gelesen? Dort sagt Lachmann S. X, indem er von den Lesarten spricht, die er unter den Text setzen wolle: „daher habe ich geglaubt das rechte Maß zu beobachten, wenn ich nur die Stellen anmerkte, an denen keine der übrigen Handschriften mit A übereinstimmte.“ Das heißt doch wohl nichts anderes, als daß er nur dann eine Lesart gebe, wenn A ganz allein stehe; wenn aber mit A eine der andern Handschriften übereinstimme, so gebe er keine Lesart. Dieser Grundsatz ist deutlich ausgesprochen und in der That auch durchgeführt, wie Jedem, der sich eingehend mit Lachmanns Ausgabe beschäftigt hat, bekannt sein muß. Und nach diesem Grundsatz dürfte hier nur müelich gesit in der Ausgabe stehen, und niulich gehît dürfte nicht einmal unter dem Texte aufgeführt werden, weil A nicht allein stand, sondern durch D bestätigt wurde. Statt dessen ist niulich gehît als der Text von A aufgeführt, und der wirkliche Text müelich gesit ist nicht einmal am

untern Rande bemerkt. Wo ist nun die Unwahrheit? Aber wunderlich ist es, daß ich den Herrn M. und seine Freunde über die Grundsätze, nach denen Lachmanns Ausgabe bearbeitet ist, belehren muß.

Nach dieser nothgedrungenen Abwehr kann ich endlich in die Sache eingehen; natürlich werde ich dabei nicht die Ordnung einhalten, die Herr M. einzuschlagen beliebt hat, sondern die natürliche durch die Sache vorgezeichnete. Was kann es helfen, über die letzten Consequenzen hin und her zu streiten, wenn man sich über den Ausgangspunkt nicht verständigt hat? Der Ausgangspunkt ist aber hier das Verhältniß der Handschriften. Es ist ganz überflüssig, daß Herr M. sich über meinen Konrad lustig macht und sich sogar in die Gebiete des Sanskrit versteigt, wo ihm natürlich die Luft ausgeht, so lange er die Grundlage, auf der ich meine Ansicht errichte, nicht geprüft und anerkannt hat. In den vorhergehenden Betrachtungen habe ich mich immer auf seinen Standpunkt gestellt, und habe gezeigt, daß die Zwanzigliedertheorie unhaltbar ist, selbst wenn die Ausgabe von Lachmann gerechtfertigt ist. Er macht es nicht ebenso; ohne sich auf meinen Standpunkt herabzulassen, beginnt er von seiner Höhe herab über meinen Bau zu spotten, der von unten auf betrachtet werden sollte. Es versteht sich also, daß ich die Ordnung umkehren, und zuerst über den Ausgangspunkt meiner ganzen Untersuchung mich mit ihm auseinandersetze. Und so komme ich endlich zu dem Punkt, auf den ich am meisten gespannt sein mußte, nämlich zu der Handschriftenfrage. So manchen neuen Gedanken mein Buch anregte, so hatte doch nichts mehr überrascht und nichts tiefern Eindruck gemacht, als meine Beweisführung, daß der bewunderte Meister der Kritik in seinem Hauptwerk von einem Fundamentalirrthum ausgegangen war, und daß er das Verhältniß der Handschriften umkehrend den schlechtesten Text zur alleinigen Grundlage seiner Ausgabe gemacht hatte. Hier war nun der Glaube an die Sicherheit und Unfehlbarkeit des Mannes,

dessen Verdienst ich nie geläugnet oder verkannt habe, den aber manche zu einer alles entscheidenden Autorität erheben wollten, nicht nur bei einem unbedeutenden Nebenpunkt, wo man allenfalls einen Irrthum zugeben könnte, dem Zweifel ausgesetzt, sondern gerade in der Leistung, die sein größter Ruhm, gerade in der Kritik, die seine besondere Kunst war, gerade im wesentlichsten Punkt der Kritik mit deutlichen thatsächlichen Darlegungen erschüttert und mit Vernichtung bedroht. Und von selbst drängen sich die Folgen auf, daß, wenn die Ausgabe der Nibelungen verfehlt sei, auch die darauf gebaute Volksliedertheorie des Epos, also auch die durch die Analogie gerechtfertigte Zersetzung des Homer allen Halt verliere. Nie vielleicht hing so viel ab, von einer so einfachen Sache, wie das Verhältniß zweier Handschriften ist, nie vielleicht mußte die Entscheidung über eine so trockene Sache, wie der Werth von Lesarten ist, mit größerer Spannung erwartet werden, als es hier der Fall ist. Endlich nach Jahresfrist erfolgt von der angegriffenen Seite die Antwort, und noch jetzt, nach Jahresfrist sieht man in jedem Wort, wie mächtig der Angriff überrascht und aufgeregt hat. In andern Theilen der Müllenhoffschen Schrift ist zuweilen eine entfernte Annäherung an einen ruhigen wenn auch nicht würdigen Ton zu bemerken, hier aber, in den Abschnitten, die von dem Verhältniß der Handschriften handeln, besonders von 88 bis 101 können die Herrn noch jetzt nach Jahresfrist sich nicht fassen; noch fühlt man in jedem Wort das Zittern des Zorns, und selbst unter dem trockensten Aufzählen von Lesarten hört man deutlich das Rollen des Donners, der nach jedem Satz mit einem Blitz hervorbrechen und den Frevler vernichten möchte. Und doch, wenn die Sache so einfach ist, wenn wirklich, wie hier auf jeder Seite versichert wird, alles was gegen die Kritik Lachmanns vorgebracht worden ist, nichts ist als der vollkommenste Unsinn und Blödsinn, nun so muß es ja ganz leicht sein, in der größten Ruhe einen so ungefährlichen Angriff entweder gänzlich zu ignoriren, oder

mit deutlichen einfachen Worten abzuwehren und zu widerlegen. Denn nichts ist ja leichter, als zu zeigen, daß der Unsinn Unsinn ist. Dies nun zu thun haben sich die Herrn nach Jahresfrist endlich entschlossen. Aber die Art, wie sie es thun, ist wirklich überraschend. Ich war auf alles gefaßt, nur nicht auf das höchst sinnreiche, ganz neue Stratagem, das hier zur Anwendung kommt. Ja, ich muß gestehen, die Herrn haben es verstanden eine Stellung einzunehmen, in der sie vollkommen unangreifbar sind. Die Sache ist folgende. Wenn man über den Werth und das Alter verschiedener Texte eines Gedichts entscheiden soll, so wird man gewiß ein leichtes Geschäft haben, wenn man den authentischen Text selbst besitzt. Man darf dann nur mit dem authentischen Text die andern vergleichen, und da muß es sich alsbald zeigen, welcher derselben ihm am nächsten kommt, und wie einer aus dem andern geflossen ist. Nun sind wir so glücklich, diesen authentischen Text der Nibelunge Noth zu besitzen in der Lachmannschen Ausgabe. Zwar hat Lachmann nicht diesen authentischen Text selbst gegeben, sondern nur einen annähernden; aber wenn man die Conjecturen, die in den Anmerkungen begründet sind, benützt, und an den bezeichneten Stellen aufnimmt, so hat man den wahren, ersten, authentischen Text der zwanzig Volkslieder und ebenso aller Zusätze der Interpolatoren. Es ist daher nichts einfacher und leichter, als das wahre Verhältniß der Handschriften der Nibelunge Noth zu erkennen. A hat den ächtesten Text, aus dem B und nachher C durch Ueberarbeitung entstanden sind. Denn wenn C der älteste Text wäre, aus dem B und nachher A geflossen, so müßten die Schreiber von B und A nicht etwa wie Abschreiber oder Bearbeiter verfahren sein, sondern wie vortreffliche Kritiker, die den ältesten Text C stufenweise durch B und A der authentischen Gestalt näher brachten. Da dies ein Unsinn ist (denn jene Schreiber müßten ja fast so große Genie gewesen sein, wie Lachmann), so bleibt nichts übrig, als

daß A der älteste Text ist, was ohnehin, da Lachmann selbst es sagte, nicht zweifelhaft sein konnte.

Dies ist der Standpunkt, auf den sich meine Gegner stellen. Vielleicht glauben die Leser, daß ich scherze; das ist durchaus nicht der Fall, sondern der Verfasser dieses Abschnittes wird gewiß selbst bezeugen, daß ich die Sache sehr klar erfaßt habe, und sich nur wundern, daß ich so verstockt und verschroben bin, dennoch auf meinen sinnlosen Ansichten zu beharren. Ich will aber die Worte des Verfassers selbst hersetzen S. 85: „Fällt es ihnen denn gar nicht ein, daß bei ihrer Ansicht die Abschreiber, wissentlich oder unwissentlich, schon ganz die Tendenz von Lachmanns Kritik verfolgt haben müssen, indem sie, wie Jeden der Augenschein lehren kann, die schlechteren und entbehrlichen Strophen noch kenntlicher machten, die übrigen aber verbesserten.“

S. 92: „Klar ist es, daß alle B eigenthümlichen, A fehlenden Strophen sich als Zusätze denken und größtentheils als solche erweisen lassen, wenn man nicht etwa den nachlässigen, lüderlichen Schreiber für einen Kritiker hält, dem nur die volle Consequenz fehlte, um ein Lachmann zu werden.“ S. 93: „So viel ist gewiß, daß wenn die Abschreiber die Plusstrophen von C ausgeschieden haben, sie bis zu A hin im wesentlichen schon dieselbe Tendenz mit Lachmanns Kritik verfolgt haben müssen.“ S. 97: „Wer den Unsinn, daß die Abschreiber von C zu A, seis absichtlich oder durch Nachläßigkeit und Willkühr, dennoch planmäßig auf Lachmanns Kritik hinarbeiteten, nicht zu fassen vermag —“

Der Verfasser dieses ganzen Abschnitts ist offenbar nicht Herr Müllenhoff, obgleich dieser seine Zusätze eingeflochten haben mag. Denn wir haben gesehen, daß Herr M. ein selbständiger Denker ist, der sich über Lachmann zu erheben gedenkt; hier aber begegnen wir einem Mann, der offenbar sein ganzes Denken und Sinnen in Lachmann versenkt hat, und mit einer Selbstverläugnung, wie sie wohl eine psychologische Merk-



würdigkeit genannt werden darf, alle eigne Bewegung des Gedankens in den Worten Lachmanns aufgehen läßt. Dieser unbekannte Freund des Herrn Müllenhoff zeigt eine Vertrautheit mit Lachmanns Schriften, die in Erstaunen setzt, und alles was er sagt, das kleinste seiner Worte, hat irgend eine Beziehung auf Lachmann, oder irgendwo ein Vorbild bei Lachmann. Kann er doch nicht einmal Ramler nennen, ohne auf eine Stelle Lachmanns zu verweisen, wo er diesen Dichter nennt, und ohne bemerklich zu machen, daß man gewissermaßen die Verpflichtung habe, Ramler zu kennen, da Lachmann auf ihn aufmerksam gemacht habe. Man sehe nur, wie S. 98 es als ganz unbestreitbare Sache gilt, daß jede Conjectur Lachmanns Herstellung des ursprünglichen Textes ist. Weil nämlich in den dort Z. 5 ff. aufgezählten Stellen keine Handschrift die Conjectur Lachmanns bestätigt, so gilt als erwiesen, daß sie alle aus einer gemeinsamen Quelle abstammen. Daß vielleicht eine andere Handschrift das richtige habe, und Lachmanns Conjectur eben nichts sei, als eine sinnreiche Conjectur, die vielleicht nur gemacht ist, wie in 1908,3, um nicht zugeben zu müssen, daß A aus der gemeinen Lesart verderbt ist, das ist ein Gedanke, dessen Möglichkeit ihm noch nie von ferne geahnt hat, und der jetzt, da er ausgesprochen ist, seine Seele mit Schauder und Entsetzen erfüllen wird.

Alle auf S. 98 und 99 aufgeführten Stellen haben ihre Beweiskraft nicht in sich selbst, sondern in einem Wort Lachmanns. Und es ist wirklich rührend, aus jener ganzen Stelle zu sehen, wie heilig dem Verfasser jedes Wort Lachmanns ist, und wie ihm jede Sache, über welche Lachmann ein Wort gesprochen hat, für völlig entschieden gilt.

Es ist nun deutlich, daß meine Herren Gegner in der Stellung, die sie eingenommen haben, ganz unangreifbar sind. Wenn der authentische Text durch Lachmann gegeben ist, wenn die letzte Entscheidung in allen Dingen die Worte Lachmanns sind, so versteht es sich von selbst, daß alles, was ich vorgebracht

habe und noch vorbringen könnte, völlig überflüssig ist, und daß C eine Ueberarbeitung von B, und B eine Ueberarbeitung von A sein muß. Ich kann einen gelehrten Mann, der aufrichtig, wie es bei jenem ungenannten Verfasser der Fall ist, diesen Standpunkt eingenommen hat, gewissermaßen hochachten, ich kann seinen Fleiß und seine Treue bewundern, womit er sein eigenes Selbst ganz an die Worte Lachmanns hingegeben hat, ich kann ihm sogar verzeihen, daß er, der nur noch mit Lachmanns Worten und auf dem Grund von Lachmanns Worten denkt und fühlt, mein Unternehmen für ein unsinniges hält, aber ich kann mich unmöglich mit ihm in eine Discussion einlassen. Sage ich, in A sei eine Strophe ausgefallen, denn die folgende beziehe sich darauf, so antwortet er, die Strophe stehe nicht im authentischen Texte, folglich beziehe sich die folgende nicht darauf. Sage ich, durch eine in A getilgte Strophe sei die Construction verdorben, so antwortet er, da die Strophe nicht im authentischen Text stehe, so verstehe ich nichts von der Construction. Auf diese Weise ist diese ganze Widerlegung durchgeführt, und Jeder sieht, daß da unmöglich eine Discussion stattfinden kann. Es fragt sich jetzt nur, ob die Leser sich mit dem Verfasser auf den gleichen Standpunkt stellen wollen, ob sie von dem Texte Lachmanns und den Worten Lachmanns, als der Grundlage aller Discussion ausgehen wollen, und dann ist die Sache erledigt, und alle Fragen über die Nibelungen sind schon längst für immer entschieden. Wenn aber meine Gegner, und vielleicht von diesen nicht alle, die einzigen sind, die von vornherein und vor aller Untersuchung die Worte Lachmanns als den einzigen Grund alles Denkens und als die letzte Entscheidung in allen Fragen anerkennen, so müssen sie auf das freie Feld der Discussion herabsteigen, und erlauben, daß man die Frage über den Text von dem Verhältniß der Handschriften abhängig mache, nicht umgekehrt von der entschiedenen Frage des Textes aus das Verhältniß der Handschriften beurtheile. Wenn sie dies nicht thun, da sie jetzt in ihrer nach Jahresfrist erscheinenden Antwort sich

in jene sichre Schanze zurückziehen, so darf ich wohl sagen, daß sie sich für geschlagen erklären und außer Stand sind, auf dem Feld voraussetzungsloser Discussion meinen Beweisen etwas Triftiges entgegenzuhalten.

Daß sie die Handschriftenfrage für verloren geben, leuchtet sogar aus der Müllenhoffschen Schrift hervor. Sie denken bereits daran, wenigstens die Hauptsache, die zwanzig Lieder zu retten. Sie sagen S. 67, daß „die Existenz von Lachmanns zwanzig Liedern durch H. Ansicht nicht im mindesten bedroht ist, sondern nur, wenn diese wahr wäre, ein um so größeres Räthsel darböte.“ Sie wollen also die Zwanzigliedertheorie von der Handschriftenfrage unabhängig machen. Da ist es aber recht ungeschickt, daß Herr M. S. 94 das oben schon berührte Geständniß des Herrn Haupt anführt, wonach unmöglich gewesen wäre, die Nibelungenlieder aus C mit Sicherheit und im Einzelnen überzeugend auszusondern, und sogar behauptet, daß schon Lachmann selbst dieselbe Erklärung gegeben habe. Es müssen also jedenfalls, wenn meine Ansicht von dem Verhältniß der Handschriften zugestanden wird, die zwanzig Lieder von neuem im einzelnen überzeugend nachgewiesen werden. Hübsch ist es auch, daß hier die Herren ihre Lehre selbst ein großes Räthsel nennen, also doch zugeben, daß noch manches dunkel ist. Noch weiter aber geht Herr M., der sogar nicht einmal ruhig abwartet, bis meine Ansicht zugestanden wird, sondern sie schon jetzt in Anwendung bringen möchte. S. 33 unten steht: „313,4 dô sprach Sîfrit, wo zwei Senkungen nach einander fehlen, ist vielleicht aus B (vgl. 321,1) zu ergänzen: der starke.“ Recht hat hier Herr M. ohne Zweifel; aber ich konnte die Stelle nicht ohne Schaudern lesen, bis mir wieder einfiel, daß er glücklicherweise selbst jener grausame Pfosten ist. Aber wenn er sich solche Kühnheiten erlauben darf, und nicht zurecht gewiesen wird, so hat alle Disciplin aufgehört, und der Nachfolger Lachmanns läßt eine Insubordination einreißen, die eine völlige Auflösung der Schule be-

fürchten läßt. Das sollte Einer zu Lachmanns Zeiten gewagt haben! Auch S. 46 zu 853,4 läßt sich Herr M. auf ganz bedenklichem Liebäugeln mit B ertappen, doch ist es glücklicher Weise noch beim Liebäugeln geblieben. Ist es aber nicht höchst merkwürdig, daß das wahre Verhältniß der Handschriften sogar in der Schrift, deren Zweck ist, es zu bekämpfen, unvermerkt zum Vorschein kommt, wie der Sonnenstrahl durch die Nebel, die ihn verdunkeln wollen, leuchtend hervorbricht? Es ist ganz richtig, daß in 313,4 die Lesart von A nicht die ursprüngliche, sondern durch den nachlässigen Schreiber aus B verderbt ist. Aber S. 98 Z. 11 sagt ja Herr M. selbst, daß ein einziger Fall hinreichend sei, um über das Verhältniß zweier Handschriften zu entscheiden. Er ist also in der Handschriftenfrage zu mir übergegangen, er ist mein heimlicher Anhänger.

Aber eben darum kann er nicht der Verfasser der Abschnitte von S. 83 bis 101 sein, denn hier spricht ein Mann, dem es nie einfällt, etwas besser wissen zu wollen als Lachmann. So kommt es auch, daß mein Satz S. 8: „Wie gut der spottende Uebermuth angebracht ist im Mund des an der Wand hängenden Günther“ zwar auf Herrn M. Eindruck gemacht hat (der S. 42 nichts von spottendem Uebermuth finden kann, und sogar Lust bezeigt, die höchst gezwungene und ganz unnatürliche Auslegung Lachmanns aufzugeben), aber auf S. 92 mit wahrer Entrüstung zurückgewiesen wird. Dieser zweite Verfasser, den ich zum Unterschied von meinem heimlichen Anhänger meinen heimlichen Feind nennen will, da er zwar nicht seine Feindschaft, aber seinen Namen verheimlicht, könnte vielleicht daran zu erkennen sein, daß er S. 99 in irgend einer Beziehung zu einem guten Seminar steht, in welchem junge Philologen lernen, was heutzutage Textkritik heißt. Ich möchte wohl wissen, wo dieses Seminar ist, in welchem als oberster kritischer Grundsatz gelehrt wird, daß das Schlechteste das Beste ist, und auch von der Constructio ἀπὸ κοινοῦ reichlich

Gebrauch gemacht wird, um mit einem Namen über eine Schwierigkeit wegzukommen. Meinerseits würde ich vorziehen, junge Philologen noch in der alten Schule bilden zu lassen, welche ohne diese Construction und ohne den Grundsatz der Textkritik von heutzutage doch recht Brauchbares geleistet hat.

Eigentlich kann sich mein heimlicher Feind über meinen heimlichen Anhänger beschweren, denn dieser hat ihm zuweilen seine besten Ausführungen verdorben durch seine Zusätze. Es wird eigentlich an der ganzen Schrift die Entstehung der Nibelunge Noth recht anschaulich gemacht. Wie der Sammler der zwanzig Lieder sich die Freiheit nahm, einiges zu ändern oder abzuschneiden oder zuzusetzen, um einige Abrundung zu erzielen, so hat auch Herr M. die Beiträge seiner Freunde gesammelt und zu einem Ganzen verarbeitet, aber auch mit seinen Zusätzen oft nicht sehr geschickt vermehrt; z. B. auf S. 85 unten hat der heimliche Feind eine prachtvolle Folge von niederschmetternden Fragesätzen, die ihre Wirkung nicht verfehlen könnten, wenn nicht Herr M. wie ein wahrer Interpolator, blos um seine eigene Weisheit zu zeigen, ein Sätzchen eingeflickt hätte, in welchem er als einen schlagenden Beweis meiner Unwissenheit bemerkt, daß ich seine noch nicht erschienene Ausgabe des Wolfdietrich nicht kenne. Zwei Verfasser sind also deutlich zu unterscheiden; vielleicht läßt sich andern Stellen auch noch eine dritte oder vierte Eigenthümlichkeit anfühlen; und Herr M. soll urtheilen, ob ich nicht auch einiges kritisches Talent besitze, die verschiedenen Verfasser zu erkennen und die Interpolationen auszuscheiden.

Obgleich aber die Herren eine unangreifbare Stellung eingenommen haben, und damit aller Discussion zuvorgekommen sind, so geben sie sich doch einigemal den Schein, als wollten sie mich wirklich widerlegen. Ich will diese wenigen Fälle beleuchten, damit Niemand sage, daß ich meinerseits den Kampf nicht angenommen habe.

S. 91 über die Strophe nach 1614. Herr M. will

nachweisen, daß die Strophe wirklich ein ungeschickter Zusatz sei. Alles, was er hier vorbringt, ist schon von Zarncke S. 31 zum Voraus beantwortet. Wenn Herr M. sagt, die Interpolation sei deutlich, weil Rüdiger, der durch seine Freigebigkeit berühmte, der doch gewalt den meisten bî Etzelen hâte, und dem ez allez diende, liut unde lant, hier als ein armer Mann auftrete, der seine Tochter nicht aussteuern könne, so ist das geschickt hingeworfen für den flüchtigen Leser, aber Herr M. selbst weiß zu gut, daß die Worte Rüdigers vollkommen angemessen sind, da der Verbannte nichts eigenes hat, sondern von der Gnade Etzels lebt. Was die Ausdrücke betrifft, so hat er vergessen zu erwähnen, daß C 1614,3: wünnet (von a bestätigt) liest für wünschet; und schon dieser eine Ausdruck beweist, daß nicht C aus B, sondern B aus C abzuleiten ist.

S. 92. Von der Strophe nach 432 hatte ich gesagt, daß ich nicht gerade zwingend zeigen könne, daß sie ächt sei. Herr M. will nun zeigen, daß sie entschieden ein Zusatz sei, weil 433,1 die Funken fliegen, was nicht hätte der Fall sein können, wenn Siegfried mit der umgekehrten Gerstange schoß. Nun das läßt sich doch sehr leicht erklären, wenn die Gerstange am untern Ende einen Metallbeschlag hatte, wie doch wahrscheinlich ist; es war derselbe Ger, von dem 419 gesagt ist, daß vierdehalp maesse daran geschlagen war. Und daß in 432,4 gesagt wird: den frumte dô hin widere sîn vil ellenthaftiu hant ist nur die Angabe, daß er mit ihrem eigenen Ger nach ihr geschossen habe; der Schuß selbst aber wird in den folgenden zwei Strophen erzählt.

S. 93 wird Herr M. oder der geheime Feind ganz beredt. Die Freude öffnet ihm den Mund und löst ihm die Zunge, denn er hat eine Stelle gefunden, die ganz deutlich zeigt, daß die Strophen, die C allein hat, obgleich der Schreiber von C oft als ein sehr geschickter Verbesserer gerühmt wird, doch nichts sind als ganze dumme Zusätze. Die Sache ist so deutlich, daß mit diesem einen Fall eigentlich alles entschieden ist.

Beim Brand des Saales brannte natürlich das Dach hauptsächlich; die brennenden Balken fielen auf die Helden herab, die sich an die Wand drückten, um nicht erschlagen zu werden. Und nun, um zu erklären, wie es kam, daß die Helden doch mit dem Leben davon kamen, macht der einfältige Schreiber von C die unbeschreiblich dumme Bemerkung, 2057,5, daß das Dach ein Gewölbe war, und also gar nicht brannte. Das scheint entscheidend. Die Stelle, meint der Verfasser, ist so gewiß nichts als ein dummer Zusatz, als die Gesetze des Falles sich gleich geblieben sind, und es ist daher ganz unnöthig zu hören, was man vielleicht noch denken und anführen könnte. Ich muß gestehen, daß mir das Gesetz des Falles und die ganze Darstellung schon bang für die Strophe gemacht hatte; aber da der Verfasser andeutet, daß es noch einiges dabei zu denken und anzuführen gibt, so sah ich mir die Stelle doch noch einmal an. Man lese nur zuerst die ganze Erzählung von dem Brand in C, und man wird gestehen müssen, daß die Strophe von dem gewölbten Dach offenbar im Inhalt mit der ganzen Darstellung übereinstimmt. Ganz sicher ist, daß der Dichter von einem herabfallenden und brennenden Dach nichts wußte. Nachdem das Feuer an den vier Enden angezündet und vom Wind zu hoher Flamme aufgetrieben ist, so leiden die Helden im Saal die grimmigste Noth, 17565 von was? gewiß vom Feuer selbst und den herabfallenden brennenden Balken des Daches? nein, nur vom Rauch und von der Hitze und vom Durst; und wiederum 17607 ist es nur der Rauch und die Hitze, die ihnen wehe thun. In 17603 und 17612 fallen Feuerfunken zu ihnen in den Saal; es brennt also nicht im Saal selbst, und sie treten an die Wand, die also nicht brennt, um vor den zu den Fenstern hereinfliegenden Bränden, die sie alsbald im Blut löschen, ihre Helmbänder zu schützen. Mit dieser ganzen Darstellung steht ganz im Einklang die Angabe der Strophe, daß sie nur an den Fenstern vom Feuer Noth litten, daß aber das gewölbte Dach nicht

brannte. Wenn daher die Strophe ein Zusatz ist, so hat wenigstens der Interpolator sich die Sache gerade so vorgestellt, wie der Dichter selbst. Aber, wird man sagen, diese Uebereinstimmung ist eben durch den Bearbeiter von C zu Stande gebracht; er hat zuerst die Strophe zugesetzt, und dann die ganze Darstellung geändert. Nun ist aber auch in A von dem brennenden Dache nirgend die Rede; in 2050 beklagen sich die Helden ebenfalls nur über die Hitze und den Durst, und in 2055 thut ihnen ebenfalls nur der Rauch und die Hitze weh. Es ist also deutlich, daß auch in A das Feuer, das 2055 in den Saal fällt, nicht vom Dach kommt, und daß die Lesart von A B ûf si nichts ist, als das gewöhnliche Verderbniß aus C a I zuo zin, zuo in. Was für ein überaus feiner, wunderbar umsichtiger Mann müßte der Bearbeiter von C gewesen sein, wenn er die Strophe vom Dach hinzugesetzt, und nun um seinen Zusatz wahrscheinlicher zu machen, nicht nur auch in 2225 das Gewölbe anbrachte, sondern auch in 2055,1 ûf si in zuo zin änderte. Solche Dinge, solche Kleinigkeiten, wie dieses zuo zin, sind schon für sich allein für jeden Unbefangenen vollkommen hinreichend, um zu beweisen, daß C nicht durch Ueberarbeitung aus A, sondern A durch allmähliches Verderben und willkürliches Aendern aus C entstanden ist. Jenes zuo zin ist noch überdies durch andere Handschriften bestätigt.

Hiemit bin ich schon zu Ende, denn in allen andern Punkten, die der Verfasser berührt, ist eine Discussion unmöglich, da er einfach von der Vortrefflichkeit des Lachmannschen Textes und von der Theorie der zwanzig Lieder aus argumentirt, und gewöhnlich nichts thut, als einigemal Unsinn und Blödsinn ausruft. Ich will das nur noch an einem Beispiel zeigen, was vollkommen hinreichend sein wird. S. 96 erwähnt er die Strophe 1272, in welcher in A Zeißenmauer an der Treisem genannt wird. Daß hier ein Fehler ist, gibt Jedermann zu, denn Zeißenmauer ligt nicht an der Treisem. In C ist der richtige Name Treisenmauer. Nun meine ich,

daß C mit dem richtigen Namen den ursprünglichen Text gebe, aus welchem ein unwissender Abschreiber, dem zufällig der Name Zeißenmauer bekannt war, den gemeinen machte. Darüber ruft Herr M. aus: kann man etwas Unsinnigeres lesen? Und nun läßt er sich höchst gütig zu meinem armen Fassungsvermögen herab, indem er sagt: „Wer kann es begreifen, daß ein Abschreiber, dem das kleine Zeißenmauer bekannter war, als das einige Meilen westlich gelegene Traismauer, auf den Einfall kommen konnte, jenes an die Trasem zu versetzen? Oder wird einer, dem Heidelberg bekannter ist als Mannheim, jenes darum an den Rhein setzen?“ Ich führe dies nur an, um zu zeigen, daß hier ein Mensch spricht, den man muß sprechen lassen. Es ist doch ein wahres Glück, daß der Sammler vorhanden war; denn da kein Abschreiber dumm genug sein konnte, in gedankenlosem Abschreiben einen Namen für den andern zu setzen, und da doch hier ganz ohne allen Zweifel ein Name für den andern gesetzt ist, so hat das der Sammler verschuldet, dem es allein unter allen Menschen möglich und erlaubt war, Heidelberg an den Rhein, oder Zeißenmauer an die Treisem zu verlegen. Weil ich aber sage, daß hier Lachmann, um die Vorzüglichkeit der Handschrift A zu beweisen, eine entschieden falsche Angabe doch als die ächte Lesart schützen, und also zu verzweifelten Mitteln greifen müsse, ruft der Verfasser im höchsten Ingrimm aus: „redet hier der Blödsinn oder Unredlichkeit?“ Noch gewaltiger scheint der Zorn des Verfassers über meine gleich darauf folgende Auseinandersetzung über Möhringen, S. 45, entbrannt zu sein, denn er weiß noch jetzt, nach einem Jahr, kein Wort darauf zu erwidern.

Wir müssen also schon diesem Herrn das Vergnügen lassen, Dinge vorzubringen, auf die wir nicht antworten können. Wo er nur den Versuch machte, eine wirkliche Beweisführung zu geben, haben wir ihm bereits geantwortet.

Es kann also hiemit als vollkommen constatirt gelten, daß gegen meine Ansicht von dem Verhältniß der Handschriften

nichts von Erheblichkeit eingewandt werden kann. Die Schule hat sich ein Jahr lang Zeit genommen, um alle ihre Kraft zu sammeln, und sie hat nichts vorzubringen gewußt, als einige ganz haltlose Scheingründe. Sie tobt und schilt, aber sie läßt sich auf keine Untersuchung ein, die nicht von der Voraussetzung ausgeht, daß Lachmanns Text der beste und Lachmanns Wort entscheidend sei.

Seit meine Untersuchungen erschienen sind, habe ich mich fortwährend mit Betrachtung der Handschriften beschäftigt, und unter andern die Lesarten der Wallensteiner Handschrift, die ich damals nur sehr unvollständig kannte, vollständig eingetragen. Ich habe bei dieser Beschäftigung nie etwas gefunden, was mich an der Richtigkeit meiner dargelegten Ansicht hätte zweifeln lassen, sondern immer nur Bestätigung gewonnen. Doch habe ich allerdings meine Ansicht in einigen Punkten zu berichtigen Veranlassung gehabt. Die Handschrift A ist doch für die Kritik nicht ganz ohne Nutzen. Ihr Verhältniß zu der merkwürdigen Handschrift D, die im Anfang mit C stimmt, und später oft eigenthümliche Lesarten gibt, verleiht ihr einen gewissen Werth. Auch in der Klage bietet das Verhältniß der Handschriften einiges Räthselhafte, und wenn schon auch hier im Allgemeinen C dem Ursprünglichen am nächsten steht, so hat doch auch der gemeine Text seine Vorzüge. Hierüber ausführlicher zu handeln ist hier nicht der Ort. Ich kann mit der größten Ruhe abwarten, bis die Leidenschaften, die mein Buch aufregten, sich gelegt haben werden; dann wird unsre, Zarnckes und meine Ansicht über das Verhältniß der Handschriften allgemeine Zustimmung erhalten; Lachmanns Ansicht über den Werth von A, und damit Lachmanns Ausgabe und die zwanzig Lieder werden für immer beseitigt und aufgegeben werden.*

* Bei der Correctur dieses Bogens erhalte ich die Schrift des Herrn Max Rieger: Zur Kritik der Nibelungen, Gießen 1855. Es ist rühmlich anzuerkennen, daß Herr Rieger sich nicht in die Schanze des Herrn M. und seines Freundes zurückgezogen hat, sondern auf das offene Feld

Eigentlich bin ich nun am Schlusse meiner Betrachtungen angekommen. Denn es versteht sich, daß ich über meine Ansicht von der Entstehung des Gedichts nur mit denjenigen verhandeln kann, welche die kritische Voraussetzung anerkennen. Alles

---

wirklicher Discussion herabgestiegen ist. In fleißiger und ernstlich eingehender Arbeit will er zeigen, daß der Text A der beste sei, aus dem durch allmähliche stufenweise Verschlechterung zuerst B und dann C geflossen sei. Damit steht er zwar schon nicht mehr innerhalb der strengen Lachmannschen Schule, welche den Text A für den ursprünglichen, aber nicht für den besten hält, sondern für den schlechtesten, aus dem durch wirkliche Beßrung und verständige Bearbeitung der abgerundetere Text B, und endlich der noch vorzüglichere C gewonnen worden sei. Doch ist es wahr, daß wir, Zarncke und ich, nur um so gründlicher widerlegt sind, die wir C für den ächtesten und besten Text halten, aus dem durch allmähliche Verschlechterung B und A geworden sei, wenn es ihm gelungen ist, seinen Satz zu erhärten. Dies ist aber durchaus nicht der Fall. Sondern das wahre Verhältniß der Handschriften ist so unverkennbar, daß es selbst in dieser Gegenschrift überall sich Anerkennung erzwingt. Der Verfasser zeigt immer zuerst mit schlagenden Beispielen, daß wir recht haben; dann aber sucht er sich und andere zu bereden, daß nichts destoweniger Lachmann recht behalte. Z. B. S. 67 zeigt er ganz gut, daß in 1445,4 die ächte Lesart die sei, wonach dem König Etzel vil michel wünne benommen worden, wie ajd lesen; und daß der gemeine Text vil michel weinen durch einen Schreibfehler entstanden sei, welcher sinnlosen Lesart in A durch Aenderung von benomen in vernomen abgeholfen werden sollte. Und gleich darauf sagt Herr Rieger, daß auch 1630,2 die Genealogie der Lesarten recht deutlich zeige: Aus Rüedegêr der kunde C habe B sinnlos verschrieben der küene, worauf A das unentbehrliche kunde hinter küene mit Zerstörung des Verses ergänzte. Diese Beispiele sind allerdings ganz schlagend, und wenn wir weiter nichts hätten, als diese Stellen, so würden sie schon vollkommen hinreichend für einen Kritiker sein, um das Verhältniß der Handschriften sicher zu bestimmen. Herr Rieger aber meint immer, wenn er solche Stellen mit vorurtheilsfreiem Blick betrachtet hat, er könne nichts destoweniger, weil ihm einiges in A besser gefalle, bei der Ansicht Lachmanns verharren. Doch kann er schließlich nicht umhin, unumwunden auszusprechen, daß Lachmann den Werth der übrigen Handschriften unterschätzt habe, und daß A aus den übrigen ergänzt, gereinigt und gebessert wer-

daher, was mein Gegner über meine Lehre von dem Dichter Konrad und alles damit Zusammenhängende vorbringt, muß ich hier ganz unberücksichtigt lassen. Ich bemerke nur, daß der einzige Einwurf von Gewicht, den mir die Herren machen,

---

den müsse (S. 113). Er gelangt zu einer Ansicht der Geschichte der Handschriften, S. 111, die ihm selbst so überaus künstlich vorkommt, daß er sich fragt, ob es denn nicht viel einfacher wäre, sich den Verlauf so vorzustellen, wie wir es thun. Er meint, daß C allerdings noch frei sei von den Interpolationen des gemeinen Textes (111), und daß manche Strophen von C durch einen frühen Ausfall in der gemeinen Ueberlieferung verloren gegangen seien (112), so wie auch, daß die Lesarten von C der gemeinsamen ersten Grundlage aller vorhandenen Texte am nächsten stunden (109), und manche ächte Fassung des gemeinen Urtextes enthalten könnten (110). Nichts destoweniger sucht er sich immer wieder zu bereden, daß er A für den ursprünglichen Text halte, der in C durch einen Pfuscher verunstaltet sei. Das ganze Schriftchen zeigt augenfällig, wie der Verfasser die beste Absicht hatte, in aufrichtigstem Glauben an die Vortrefflichkeit von A und von Lachmanns Ausgabe, meine Angriffe recht vollständig zu widerlegen, wie er aber während der Arbeit zu seinem Erstaunen sah, daß die Angriffe wohl begründet waren, und wie er nun zwar Wahrheitsliebe genug hatte, um dies zuzugestehen, aber doch noch zu sehr in der eingesogenen Schulmeinung befangen ist, um sich entschieden für die Wahrheit zu bekennen. Auch schwärmt Herr Rieger für die zwanzig Lieder, in deren Verlust er ein schreckliches Nationalunglück beweinen würde, obgleich er naiv genug (IV) gesteht, daß sie bis jetzt die erwünschte heilsame Wirkung für die Jugendbildung nicht gehabt und die gehoffte begeisterte Aufnahme als geliebtes geistiges Eigenthum der kommenden Geschlechter nicht gefunden haben. Darum klammert er sich am Text A fest, ohne den die zwanzig Lieder zwar, wie er hofft, noch nicht verloren, aber doch weniger fest begründet wären.

Richtig ist übrigens, und von mir nie geläugnet, daß der gemeine Text, mit A inbegriffen, zuweilen einen beßren Ausdruck, eine ächtre Lesart gibt, als C. Dies ist aber ganz natürlich, denn der älteste Text ligt uns in den meisten Fällen, und auch nach Benützung von a noch in sehr vielen Fällen nur in einem einzigen Zeugen vor. Da versteht es sich von selbst, daß manche Zufälligkeiten und Nachlässigkeiten dieser einzigen Handschrift aus den Handschriften des gemeinen Textes gebessert werden können. Die Sache wird sich schon besser gestalten, wenn a vollständig

mir schon längst, nebst einem andern, den sie nicht entdecken konnten, von Zarncke brieflich gemacht worden ist. Mit Zarncke kann ich in weitere Verhandlung eingehen, ich werde seine Bemerkungen mit der größten Sorgfalt prüfen, und es müßte wunderbar zugehen, wenn nicht bei gegenseitigem redlichem Forschen endlich eine Verständigung erzielt und ein Ergebniß gewonnen würde, das für Jedermann überzeugend dargelegt werden kann.

Ich muß aber doch noch einige Worte sagen über die zahlreichen Beweise meiner Unwissenheit, die die Herren gesammelt haben. Wenn ich das Sündenregister betrachte, das S. 86 beginnt, so muß ich wahrlich in den meisten Fällen höchst erstaunt sein: denn die Herren sagen meistens etwas ganz Ueberflüssiges, oder sie geben eine Bestätigung meiner Sätze. Z. B. S. 11 und 40 hatte ich gesagt, daß der Ausdruck widerwinne in C am häufigsten stehe, aber in B, und dann noch mehr in

---

bekannt ist; denn a weicht in manchen Lesarten zu Gunsten des gemeinen Textes von C ab.

Ich benütze die Gelegenheit, um einen Druckfehler meines Buchs und eine unrichtige Angabe zu verbessern.

S. 206, Z. 2. In einem ist nichts als ein Druckfehler für in einem. Herr Rieger hat umsonst S. 65 über dieses in seine besondere Befriedigung geäußert.

S. 210, Z. 10 von unten statt „Nach 1503 eine neue Strophe" muß es heißen: „Statt der Strophen 1504 und 1505 hat a folgende." Damit wird also bestätigt, was Zarncke S. 40 vermuthete. Auch die Strophe nach 1513 ist nicht neu, sondern findet sich schon in Hd.

Da Herr Rieger sich nur noch nicht klar darüber geworden ist, daß er im Grunde meiner Ansicht ist, so habe ich nicht nöthig, in's Einzelne einzugehen, und kann es seiner Einsicht und Wahrheitsliebe überlassen, ihn vollends aus den Banden einer mit jugendlicher Begeisterung aufgenommenen Schulmeinung loszuringen. Ebenso wird er einzelne vorschnelle Ausdrücke, womit er seinem sinkenden Glauben an Lachmanns Unfehlbarkeit meinte zu Hülfe kommen zu müssen, in reiferen Jahren von selbst bedauern.

A durch gewöhnlichere Worte ersetzt werde; dazu führen die Herren nun eine Stelle der Gudrun an, wo widerwinne vorkommt. Soll das eine Widerlegung sein? Ebenso wenn ich sage, daß die Worte recke und gedigene, die in C als die ursprünglichen stehen, in B und A durch die gewöhnlichen rîter und gesinde ersetzt werden, so führen sie nun Stellen an, wo recke und gedigene vorkommt. Hatte ich behauptet, daß die Wörter gar nicht mehr gebräuchlich waren? Durchaus nicht, sondern nur, daß den Schreibern im 13. und 14. Jahrh. diese Ausdrücke nicht mehr geläufig waren, oder unedel schienen, weßhalb sie sie mit neueren vertauschten.* Die Citate der Herren waren also ganz überflüssig und dienen nur zur Bestätigung meines Satzes. Ich will nur noch einige Beispiele ausheben, obgleich weitaus das meiste von dieser Art ist. Zu 1113,3 erfullet sage ich S. 12: „das seltene Wort irfullet (gefüttert) war dem Schreiber völlig unverständlich; er schrieb irsulet, in der Hoffnung, dem Leser werde vielleicht einfallen was gemeint sei." Um nun in diesem Satz eine große Unwissenheit nachzuweisen, citiren die Herren Lachmanns Anmerkungen S. 350. Sieht man nach, so sagt Lachmann zu der Stelle selbst, daß er das Wort irfullet nicht verstehe, und auf der letzten Seite des Buches führt er einige Stellen an, wo zwar nicht irfullet aber fulle und gefullet steht, aus denen hervorgeht, daß das Wort mit Pelzfutter heißt. Das Citat dient mir also ganz zur Bestätigung, es zeigt, daß das Wort ein seltenes ist, und daß es die Bedeutung hat, die ich angebe. Wie soll denn dadurch meine Unwissenheit gezeigt sein? S. 41 zu 1119 inlente C, wofür die andern herberge, sagte ich, das alte Wort sei nicht mehr verstanden worden, es finde sich noch in der Genesis. Dazu führen nun die Herren Müllers Wörterbuch an, wo nichts steht als die nämliche Stelle der Genesis und ein

* Seite 84 „die angeführten Wörter waren zwar nicht außer Gebrauch gekommen — "

Adverbium bei Notker. Wenn man bedenkt, daß die Abtheilung des Wörterbuchs, die den Buchstaben L enthält, erst erschien, nachdem mein Buch erschienen war, und wenn nun das Wörterbuch keine andere Stelle für das Wort anzuführen weiß als eben die von mir angeführte, so könnte wohl Mancher dies als einen Beweis meiner selbständigen Belesenheit anführen, aber die Herren sehen darin einen Beweis meiner Unwissenheit.

Zu 1890,3 machen die Herren die Bemerkung, diu in C sei ein Schreibfehler, denn der Instrumentalis könne nicht für den Accusativ stehen. Gewiß nicht. Aber er steht hier als Instrumentalis, und weil der veraltet war, setzten B und A dafür einen unnöthigen Accusativ daz.

S. 54 hatte ich gesagt, daß A die zwêne aleine gesetzt habe für die einen zwêne, das alterthümlich sei, da mittelhochdeutsch die einen nicht heiße hi soli (mögen die Herren das barbarische Latein ertragen), sondern immer der Gegensatz sei von die andern. Wollten die Herren mich widerlegen, so mußten sie eine Stelle anführen, wo die einen nicht Gegensatz von die andern ist, sondern hi soli heißt. Das thun sie nicht, sondern sie führen Stellen an, wo einer im Singular als Zahlwort vorkommt, die freilich leicht zu finden waren, und was ich natürlich nie bestritten hatte. Daß vletze ein noch heute mundartlich gebrauchter Ausdruck sei, wie mir S. 85 entgegengehalten wird, konnte Herr M. bei mir S. 84 lesen. S. 85 hatte ich gesagt, daß die Thiernamen halpfuol, elch, scelch und ludem um 1200 unbekannt waren. Schreckliche Unwissenheit rufen die Herren aus, denn halpfuol wird in der Mythologie 948 erwähnt, und über das Elchthier hat sogar die illustrirte Zeitung einen Artikel. Ist das nicht zum Lachen? Hier wird die Sache doch Herrn M. selbst zu arg, und er bewährt sich wieder als mein heimlicher Anhänger, indem er gegen seinen Freund von S. 87 muthig meine Partei ergreift auf S. 64, wo er mit mir übereinstimmend jene Thiere

„längst verschollene" nennt. Der Art ist das meiste, was die Herren vorbringen: ich kann mir nichts anderes denken, als daß sie alle diese ganz überflüssigen und mich bestätigenden Citate hier anführten, blos um dem Sündenregister ein recht wohlbeleibtes Ansehen zu geben. Nimmt man alle diese Stellen weg, so wäre es schon ziemlich leibarm und mager. In andern Punkten sind wir eben verschiedener Ansicht, z. B. über die Strophe 2021. Ich hebe dieses Beispiel hervor, weil der Verfasser S. 78 über meine Auffassung der Strophe sich ausführlich in seinen gewöhnlichen Ausdrücken ergeht, und weil es zugleich für diese Herren charakteristisch ist. Am Abend des sommerlangen Tages, als die Helden schon die Helme abbinden, und sich um auszuruhen auf die Todten setzen, da werden sie noch einmal von einem großen Heere stürmender Feinde angegriffen. Da nun heißt es 2021,2:

Dancwart Hagnen bruoder der vil snelle man
sprang von sînen hêrren zen vînden für die tür.
man wând er waer erstorben: er kom gesunt wol derfür.

Das heißt nun nach meiner Auffassung: Dankwart sprang vor die Thür hinaus unter das große Heer der Feinde. Man glaubte (schon), daß er gefallen wäre, (da) kam er (doch) gesund wieder hervor (aus der Menge der Feinde, in welcher er verschwunden war). Es kann kein Zweifel sein, daß dies die einzige mögliche Auslegung der Stelle ist. Ganz deutlich und vortrefflich ist die Stelle in C:

Sich huob ein sturm herte hier ûz unt ouch dar in.
Dancwart Hagenen bruoder durch degenlîchen sin
sprang vor sînen hêrren zen vînden ûz der tür.
si versâhen sich sînes tôdes, er kom gesunder wol dar für.

In 4 hat C sich versahen, aber a richtig sy versahen sich.

Diese Auffassung ist nach Herr M. unmöglich, und man muß bei ihm selbst nachlesen, wie er seinen Augen nicht traut,

und mit Grammatik und Wörterbuch und Logik den Unsinn meiner Deutung nachweist. Dagegen ist nach Lachmann und seinen Schülern die Stelle ein Zusatz des Sammlers, der bemerkt hatte, daß seit 100 Strophen nicht mehr die Rede von Dankwart gewesen war; da er nun aus 2058 ersah, daß es Fälle gibt, wo man glauben kann, daß ein Mensch todt sei (denn so etwas konnte ihm nicht von selbst einfallen), so faßt er glücklich diesen ihm vorgezeichneten Gedanken auf, und sagt also, daß er, weil seit hundert Strophen nicht von Dankwart die Rede war, schon gemeint habe, der Held wäre gestorben. Eigentlich müßte also die Stelle etwa so übersetzt werden: es erhob sich am Abend ein harter Sturm, da sprang Dankwart von seinen Herren vor die Thüre zu den Feinden. Und hier unterbricht der Sammler die Erzählung mit den Worten: Ei, hören wir auch wieder einmal etwas von Dankwart? wir hatten schon geglaubt, er müsse gestorben sein, da wir seit Strophe 1915 nichts mehr von ihm vernommen hatten. Nun, es freut uns recht, daß der junge Mann noch lebt, und ganz gesund zur Thür hinausspringt. Und dann fährt die Erzählung fort, ohne daß weiter von Dankwart die Rede ist, von dem also gar nichts gesagt ist, als daß er gesund zur Thüre heraussprang.

Diese Auffassung nun, nach Herrn M. die einzig mögliche, ist eine Ungeheuerlichkeit. Und wenn die Grammatik des Herrn M. keine andere Auslegung zuläßt, so folgt daraus nur, daß diese Grammatik nichts taugt. Zugleich aber ist es mir erwünscht an diesem Beispiel zu zeigen, wie in der Lachmannschen Schule unsere Dichter behandelt werden.

Noch an andern Stellen beruht der Tadel der Herren blos auf Uebereilung, obgleich sie sich ein ganzes Jahr Zeit zur Ueberlegung genommen haben. Z. B. in einer Note S. 43 sagt Herr M. „H., unfähig Lachmanns Regel zu begreifen, macht sich S. 71 einen Vers zurecht, indem er einen in solcher Verbindung ganz unerhörten Artikel einschiebt: „Sîfrit (der) mîn sun.“ Ich soll mir einen Vers zurecht gemacht haben? ich soll einen

Artikel eingeschoben haben? Nein, ich habe nur ganz einfach den Vers angeführt, wie er wirklich in der Handschrift steht; ich sage, daß ich die Lesart von B angebe, und was ich angebe ist wirklich die Lesart von B; und jener Artikel, der nicht von mir eingeschoben ist, sondern in der Handschrift steht, ist von mir in Klammern gesetzt, wahrscheinlich weil er mir bedenklich war. Hier also hat Herr M. nur nicht gewußt, was er sagt.

Bedenklicher ist eine Stelle S. 86 über das Wort wortherte, über das ich auf S. 40 gesprochen hatte. Ich sagte dort, es sei ein alterthümliches Wort, das man um 1200 nicht mehr verstanden habe, und daher durch wortraeze oder mortraeze ersetzt habe. Um mich zu widerlegen, hätten die Herren nur das Wort nachweisen dürfen, nur an einer einzigen Stelle, aber das thun sie nicht. Sie führen einige Wörter an wie steinhart, stahlhart, und meinen, so sei auch worthart gebildet, und dann fahren sie fort: „Herz heißt ahd. herzâ mhd. herze!“ Damit soll also dem Leser gesagt werden, daß ich dies nicht einmal wisse. Wie das zusammenhängt, muß hier doch gezeigt werden. Ich sagte: „aus dem Substantiv wortherta (das ich bei Notker nachgewiesen) muß das Adjectivum gebildet sein, wie z. B. armherz aus Subst. herze; auch in der Bildung ein alterthümliches Wort.“ Diese Stelle nun gibt dem beisteuernden Freund, der wohl wieder ein anderer ist als jener geheime Feind (denn zur Anschwellung meines Sündenregisters haben alle Freunde beigetragen), Veranlassung zu jener überraschenden und zugleich edelmüthig zurückhaltenden Belehrung. Er meinte, ich wolle in etwas confuser Weise sagen, daß wortherte mit herze componirt sei. Ich will mich nun ganz deutlich ausdrücken. Wir haben ein componirtes Adjectivum schnellfüßig und hasenfüßig. Wenn nun dafür auch adjectivisch gesagt werden könnte schnellfußer, e, es, und hasenfußer, e, es, das wäre doch merkenswerth. Wir nun, die wir „an den Sprachen vergleichend herumtasten“, wissen, daß auf diese Art wirklich componirte Adjective gebildet wurden; auch in der deutschen

Sprache, z. B. samarart, und elirart, von razda, Sprache; also wie wenn man sagte ein gleichspracher, statt ein gleichsprachiger. So ist hartmuot nicht der harte Muth, sondern obstinax als Adjectiv; so ist auch armherz, wie wenn wir sagen würden der barmherze statt der barmherzige. So ist goltfarawer, snêfarewer u. s. w., wo meistens unsere Grammatiker ein nicht vorhandenes einfaches Adjectivum annehmen. Diese Art der Composition war sogar im Alterthum unsrer Sprache sehr gewöhnlich, und eine Menge unsrer Personen- und Völkernamen sind im Grund nichts als auf diese Art componirte Adjectiva. Da ich nun einer von denen bin, die „vergleichend an den Sprachen herumtasten", wie mir S. 6 vorgeworfen wird, so pflege ich auf solche Dinge zu achten, die den Herren, die sich eingelebt haben, zu entgehen pflegen, und es freut mich jedesmal, wenn ich ein neues Beispiel dieser alterthümlichen und äußerst lebendigen und bequemen Composition finde, die den Sanskritanern ganz geläufig ist. So konnte ich auch hier die Bemerkung nicht zurückhalten, daß wortherte aus wortherta ein Adjectivum dieser merkwürdigen Klasse sei, von der ich als Beispiel zufällig armherz anführte. Und weil nun dem eingelebten Herrn solche Dinge etwas ganz neues sind, so vermuthete er, daß ich hier wortherta von herze ableiten wolle. Es ist also diese Belehrung über herze wirklich sehr lächerlich; aber das Lächerliche bleibt nicht an mir haften.

Mit allen diesen Beispielen glaube ich hinreichend gezeigt zu haben, daß die Herren in ihrem Eifer, das Sündenregister recht dick anschwellen zu lassen, sich allerlei Mittel erlaubt haben. Aber ich habe allerdings nicht Ursache übermüthig zu werden. Wenn man auch alles abzieht, was die Herren mir unverdient zurechnen, so bleibt doch noch mehr übrig als mir lieb ist. Es ist wahr, daß mein Buch sehr unvollkommen ist; es ist wahr, daß ich einige Mal mir Versehen und Verstöße habe zu Schulden kommen lassen, die mir selbst fast unbegreiflich scheinen; es ist wahr, daß ich auf die gütige Nach-

sicht des Lesers rechnen muß. So z. B. habe ich einige Mal vergessen, ein nahe liegendes Glossar aufzuschlagen, und ich habe einige Mal unpassende Beispiele angeführt. In dem Abschnitt vom Epos, wo ich summarisch mit wenigen Strichen meine neue Ansicht darlegen wollte, ist der Ausdruck einigemal zu bestimmt gehalten, so z. B. wo ich S. 167 von Trithemius spreche. Einige Mal habe ich Einfälle, die man unter guten Freunden äußern kann, aber vor Feinden zurückhalten soll, unvorsichtig ausgesprochen, obgleich sie mit dem Inhalt des Buchs in keiner nothwendigen Verbindung stehen. Aber alle diese bedauerlichen Fehler sind für den Gang der Untersuchung ganz unwesentlich, und die Ansicht, die ich entwickeln wollte, verliert dadurch nichts an ihrer Begründung. Und wenn ich einmal das Glück haben sollte, eine zweite Ausgabe des Buchs besorgen zu können, so freue ich mich schon zum Voraus, wie sauber ich dann erscheinen werde, da sich einige sehr gelehrte Männer ein ganzes Jahr lang bemüht haben, mir alle Stäubchen vom Kleid abzulesen.

Somit habe ich alles gesagt, was ich auf Müllenhoffs Schrift sogleich zu erwidern für nöthig hielt.

Als ich es wagte, der allgemein und ohne Widerspruch herrschenden Lehre mit meinen Untersuchungen entgegen zu treten, mußte ich voraussehen, daß ich mir den Zorn und den Haß der ganzen Schule Lachmanns zuziehen würde, aber ich hoffte, außerhalb der Schule, sowohl bei unabhängigen Gelehrten, als bei allen Gebildeten der Nation, Aufmunterung und Beifall, und vielleicht einigen Dank zu finden. Denn es handelt sich ja nicht um eine Sache der Schule, sondern um eine unsrer herrlichsten Dichtungen, um einen der edelsten Schätze der Nation. Wenn mich ferner, wie es bisher in so erhebender Weise geschehen ist, die aufopfernde Hülfe edler und gelehrter Kenner unsrer Sprache und die Theilnahme der gebildeten Freunde der Poesie unterstützt, so werde ich, reichlich entschädigt, über so unwürdige Ausbrüche des Zorns, wie sie

in Müllenhoffs Schrift vorliegen, mich leicht zu trösten wissen, und das begonnene Werk nach bestem Vermögen fortsetzen. Ich meinerseits hege keinen Groll, und werde auch bei meinen Gegnern jedes wahre Verdienst und jede tüchtige Leistung mit Freuden anerkennen.

Heidelberg den 14. Februar 1855.

A. H.





